

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 8. Monatl. vier Nummern. Berlin, 12. Februar 1894. Vierteljährlich 2 1/2 Mark. 40. Jahrg.

Das Glück der Hammerfelds.

Roman von Emil Roland.

(6. Fortsetzung aus Nr. 7, S. 72.)

Nachdruck verboten.

13.

Der Sommer ging; für das Gutshaus stand er unter dem Zeichen des Unfriedens und der Melancholie.

Paul malte in der Hauptstadt mit der festen Absicht, epochemachend zu werden.

Währenddem litten die Zurückgebliebenen das Leid derer, die zu früh triumphiert haben und dann doch hereingefallen sind. Lindenheim rächte sich für das vorzeitige Verlobungsfecht, rächte sich, indem es mitleidig kondolierte.

Das war zuviel für den Dunkel! Menschenfeindlich ver-

schloß er sich in seine Gemächer und faßte den ernstlichen Entschluß, auf irgend eine Weise das Weite zu suchen. Er wollte „Salonstatist“ werden. Die erforderlichen Talente besaß er ja; das Hinabschlucken alles Selbstgefühls, das dazu gehört, hätte er allenfalls auch zustande gebracht, ja, er besaß sogar einen alten Frühstücksorden aus längst verschwundener Zeit, da er noch nicht um die Ecke gegangen, sondern Adjutant einer jungen Hoheit gewesen war. Mit dem Orden an der Brust, dem Weltmannslächeln, das er mit Vollendung verstand, mit seinem perfekten Walzer, der wie guter Wein mit dem Alter nur gewonnen hatte, konnte er für zwanzig Mark pro Abend jedem Tanztroupe zur Fierde dienen. Warum nicht? Machte doch der Dichter seine Gedanken zu Geld, der Sänger sein Organ, weshalb nicht er seinen Ciel?

Wenn er einen Vormittag lang das Für und Wider dieses Planes erwogen, stieg er mit dem Gefühl, etwas für die Familie gethan zu haben, zu einem Mittagsmahl herunter, bei dem jedes einzelne Lebensmittel unbezahlt war.

Zu dieser Zeit lief — durch die Entlohnung veranlaßt — Rechnung auf Rechnung ein. Emil war der einzige, der Hammerfelds Rückstände geduldig stundete. Der Begriff „Schulden“ hing gewitterschwer über dem Hause, und die Tante verkaufte ein Armband, das sie einst einem gewesenen Verlobten nicht zurückerstattet hatte, heroisch an einen Hausierer — es waren trübe Zeiten.

Ellen wurde behandelt wie jemand, der einmal im Gefängnis gefessen oder irgend einen Wehrlosen aus dem Hinterhalt erschlagen hat. Es focht sie jedoch wenig an; sie biß die Lippen zusammen und ging ihrer Wege — meist den Weg zum Emil. Auch dem hingen Trauerwolken am Himmel; er hoffte für Ostern auf Prima, aber der Lehrer hatte gewarnt, der Vater getobt und der liebe Gott, der doch sonst mit dem Beruf auch den Verstand giebt, wollte sich offenbar mit Emil eine Ausnahme gestatten — auch hier trübe Zeiten.

Ellen vertiefte sich immer mehr in die Lehrbücher, sie gebrauchte die Arbeit als Heftpflaster für jene Wunde, die ihr

der Sommer geschlagen. Ihre Heiterkeit war fort, und wenn der Dunkel sie reizte, so blickte sie zwar noch „Dolche“, aber redete keine mehr. Sie hatte ein Kleid von Doris geerbt und sah darin so erwachsen aus, so ganz anders, daß der junge Zuckerfabrikant wie angewurzelt stehen blieb, als er Ellen einmal aus der Kirche kommen sah. Beim Kommen des Winters starnte sie oft weltlichmerzlich in den Schnee. Weihnachten schützte sie Kopfweh vor und blieb in ihrer Kammer. Herrn Schreiners Bild stand oftmals vor ihr, das Bild des hart-herzigen Richters, der ihr gezeigt hatte, woran sie krankte und dennoch das Mittel verweigerte, das sie heilen konnte. Zuweilen zürnte sie ihm, zuweilen empfand sie das Gegenteil; die Erinnerung an ihn war der Hauptangelpunkt ihres Daseins.

Der Winter, die Gesellschaftszeit, war zwar da — aber Hammer von Hammerfeld ging doch nicht unter die „Salonstatisten“; es war ihm vorläufig zu kalt in der frierenden Welt!

Da ereignete sich eines Tages etwas Selbstfames in Lindenheim. Dem Mittagskurierzug entstieg eine Dame, rot verschleiert und — wie es zuweilen in neuen Romanen heißt — bis zum Hals eingepelzt. Der dritten Klasse entstieg dann ein Mädchen und — der Bahnhofsvorsteher bekam fast einen Schlag vor Grauen — zwei wollhaarige Neger, breitlippig, fröstelnd, phantastisch hineinschneidend in den grauen Wintertag von Lindenheim.

Die Gesellschaft bewegte sich zum Gutshaus, und als die Hammerfelds — neugierig vom lauten Geklingel — aus den verschiedenen Thüren sahen, stand vor ihnen, behäbig und lächelnd — Frau Schwarz aus Algier!

Es war nicht die Jahreszeit für Gewitter, dies aber doch ein Donnerschlag! Denn von diesem Augenblick an saßen die Hammerfelds sozusagen auf der Strafe.

Ueber die Schultern der Neger hinweg trafen sich die Blicke der beiden Geschwister — finis Poloniae — Blicke verzweifelnster Art.

„Da bin ich,“ sagte Frau Schwarz, „wie steht's, wie geht's? Diebißch kalt ist's in Europa! Bitte, lassen Sie sofort in allen Salons heizen — und Thee, Thee mit Rum — Nazi! Mali!“ Und, zu den beiden Negern gewandt, plapperte sie etliche Sätze Kauderwelsch, worauf die schwarzen Diener und die Jungfer in die unteren Räume abzogen.

Zehn Minuten später sah Frau Schwarz behaglich ausruhend im Wohnzimmer vor dem Ofen, der bis jetzt die Herdflamme der Hammerfelds vorgestellt hatte und nun das gutmütige dicke Gesicht der reichen Lederhändlerwitwe gefällig anstrahlte.

„Ich wäre noch ewig in Algier geblieben,“ erzählte sie, „aber der Brief da mit dem Kaufangebot von dem Herrn — wie hieß der Mann doch? — der brachte mich zuerst auf Heimkehrgedanken. Wahrhaftig, ich bekam Heimweh, als ich das gute Haus hergeben sollte, reiste nach Paris, blieb dort noch ein paar Wochen, und nun haben Sie mich wieder!“

Die Geschwister freuten sich über jedes ihrer Worte, freuten sich galgenhumoristisch. Doris kam und küßte Frau Schwarz die Hand. Von unten klang Geschrei. Das Hausmädchen konnte sich nicht so schnell an die wuscheligen Schornsteingebirge aus Afrika gewöhnen. Frau Schwarz wollte sich halb tot lachen — kurz, es war wieder Leben im Hause, obwohl die Tante sich ins Grab wünschte — was nun?

Mit einemmale schienen die Wände ringsum so feindlich, so verwandelt. Die Portieren hatte zwar der Dunkel drapiert, aber der Stoff war Schwarzsches Eigentum — die Wanduhr, die so vertraut tickte viele Jahre lang, die zu Hammerfeldschem Leid und Glück die Stunde rief, plötzlich klang sie fremd, unbekannt. Ach, selbst die gemalten Ahnen gehörten ja Frau Schwarz, denn sie hatte sie firnissen lassen, sie hatte sie eingerahmt — alles gehörte ihr! Die beiden schwarzen Menschenleben in der Küche waren ja fast zu beneiden, daß auch sie ihr Eigentum bildeten — sie konnten so doch der Ernährung sicher sein — während die Hammerfelds ...

Frau Schwarz war ein



Ball- und Dinertouletten.

(Beschreibung S. 85.)

wenig korpusulent, aber sehr gutmütig und nett, eine kernige Natur, teuer geleidet, sehr mundfix, sehr lebenslustig; trotz allem jedoch nur halbgebildet. Was hat es auch schließlich, daß sie — sie hatte von Paris aus Ostende besucht — den Belfried von Brügge „Belfried“ aussprach, daß sie den Dichter Longfellow mit dem Modestspiel lawn tennis durcheinanderwarf? Sie hatte dafür andere „Meriten“, wie die, welche sie als kostbare Schmuckstücke ihrem Reisekoffer entnahm und Tante und Nichten mitbrachte. Windschnell taxierte die Tante in Gedanken, und zum erstenmale an diesem Abend erhellte sich das arme, sorgenvolle Gesicht.

„Für Sie habe ich leider nichts!“ wandte sich Frau Schwarz an Hammer. „Ich wußte gar nicht, daß Sie hier wären. Sind Sie eigentlich noch da oder wieder da?“

„Noch von Weihnachten her“ — so umging Hammer geschickt eine Lüge — „ich müßte allerdings eigentlich schon in Berlin sein, wo ich allerlei gesellschaftliche Verpflichtungen habe — Dinners — Einladungen aller Art.“

Der Onkel drapierte nicht nur Portieren mit Geschick, sondern auch Zukunftsaussichten; aus einem Salonstatisten stempelte er einen unvorworbene Einzeladonen.

Als er bald darauf das Zimmer verließ, sah Frau Schwarz ihm gedankenvoll nach. „Ein eleganter, noch schöner Mann!“ sagte sie halb für sich — dann zu der Tante gewandt: „Hat er eigentlich Kinder?“

In dieser Minute entfaltete die elastische Natur des Gesellschafts in der Tantenseele wieder ihre Schwingen. Die Welt warf ihren schwarzen Trauerflor ab und erschien ihr plötzlich rosenrot. Sollte der Glücksfall doch noch kommen — diesmal aus anderer Richtung? Aus Algier? Und vorsichtig, um nichts zu verpassen, um Bedenken wegzubeben, die ein erwachsener, unversorgter Familienproß wecken konnte, antwortete sie diplomatisch: „Ein Schöndchen.“

Zwei Tage lang trug sie ihre Ahnung allein mit sich herum, am dritten trat sie in Hammers Zimmer. Er stand am Fenster und postierte seine Nägel. Unten im Winterglanz schimmerte Lindenheim. Sie wies auf die Dächer. „Dort lacht man auf unsere Kosten!“ sagte sie. „Hammer, wenn es nur ein Mittel gäbe, denen da unten in der Stadt das Lachen zu verfalzen?“

„Um,“ machte er, „weißt du, an unser Glück glaube ich nicht mehr so recht.“

„Es ist näher als je!“ flüsterte sie, „Hammer, du wirst die Schwarz heiraten!“

Er fuhr erschreckt zurück, dann strich er mit beiden Zeigefingern beide Schnurrbartenden, stürzte ans Fenster, drückte den Kopf gegen die Scheiben und begann endlich: „Zung und und hübsch ist sie nicht mehr.“

„Aber Hammer!“ fuhr die Schwester auf, „denkst du denn, eine siebzehnjährige Venus heiratet in unsere verrotteten Verhältnisse?“ Bei dem Wort „verrottet“ stutzten beide eine Sekunde — Herr Schreiner fiel ihnen ein. „Ansprüche kannst du nicht machen, lieber Hammer,“ fuhr sie fort. „Du bist ja noch immer eine gute Erscheinung, aber unter uns brauchen wir ja kein Gesh daraus zu machen, daß du es nur bist, wenn du dich zwei Stunden lang zurechtputzt; wie ich dich neulich sah — ohne.“

„Schweig!“ rief er, „ich will ja schon! Natürlich will ich — aber wenn sie nur will!“

„Das muß jetzt unsere Hauptfrage sein!“ eiferte die Tante. „Wir müssen ihr das Leben behaglich machen, müssen beständig unsere elegante und lebenswürdige Seite nach außen kehren, müssen sie umtanzen wie die Israeliten das — die Bundeslade.“ Das „goldne Kalb“ hatte sie sagen wollen; doch fand sie die Bundeslade feiner. „Hammer, wenn das glückt, so zahlt uns das Schicksal alles heim, was es uns mit dem Lehrer genommen hat!“

„Und wie soll ich vorgehen?“

„Gleich gehst du in den Blumenladen und holst einen Strauß! Den trägt Doris ihr herein von dir, aber sofort — aufgestanden ist sie noch nicht — zum Kaffee muß sie ihn haben.“

Hammer ging. Ueber den knirschenden Schnee schritt er zur Stadt hinab. Der Rentamtman begegnete ihm und sah ihm schadenfroh ins Gesicht. Sein Schwager stieß die Bureaufenster auf und rief heraus, trotzdem er sich dabei einer Erhaltung aussetzte: „Hammer, du reist wohl ab?“ Im Blumenladen händigte ihm auf ein hübschen Strohholz hin die Fioraja bereitwillig den schönsten Strauß ein, als der Ladenbesitzer kam und sofort fragte: „Auf wieviel darf ich herausgeben?“ Hammer sagte hoffärtig: „Schreiben Sie's zu dem übrigen!“ Da versetzte der Kaltherzige: „Mir fällt eben ein, der Strauß war von Herrn Julius Weißbrod bestellt; für heute habe ich nichts vorrätig.“

Hammer ging leise fluchend ab und kam unverrichteter Sache zur Schwester zurück.

„Ein Strauß muß her!“ sagte diese. „Bis Mittag muß er da sein — wir haben nicht viel Zeit zu verlieren.“

Sie rief Ellen. Ellen genoß seit einigen Tagen erhöhte Achtung, weil Frau Schwarz entschiedene Vorliebe für sie hatte; das stille, hübsche Kindergesicht mit dem leidenden Ausdruck, der zuweilen darin lag, zog die gutherzige Frau an.

„Wir möchten dich bitten,“ begann die Tante. Ellen lachte — zum erstenmale seit lange ihr altes, frohes Lachen.

„Warum lachst du?“

„Weil ich die Fortsetzung ahne!“ sagte sie. „Wir möchten dich bitten, im Interesse der Familienehre recht freundlich gegen Frau Schwarz zu sein! Frau Schwarz ist für uns ein Glücksfall. Sollte es nicht so heißen?“

Brauenrunzeln klagte die Tante: „Deine Frühreise, Ellen, ist wahrhaft bedauerlich! Aber davon ein andermal. Stehst du noch mit dem Emil in Beziehung?“

„Täglich!“ versetzte sie kampfbereit.

„So bitte ihn doch, heute nach der Schule einen möglichst schönen Blumenstrauß zu besorgen. Wir haben keine Zeit, und der Onkel braucht einen.“

„Gut, dann gebt mir Geld dafür! Ich mache keine Schulden beim Emil.“

„Aber Ellen, mit dem hat's doch Zeit!“

„Ich mache keine Schulden! Bei niemandem!“ rief sie energisch. „Sonst verschafft euch den Strauß selber!“

Seufzend kramte die Tante einen Thaler zusammen.

„Du wirst uns noch viele Sorgen machen, Ellen!“ sagte sie. „Nicht so viel, wie ihr mir macht!“ rief diese. „Ihr habt

zu viele Auffassungen, die ich nicht teile, und das sage ich dir im voraus, Tante, und verlange, daß du es als Schwur betrachtest: wenn euer diesmaliger Plan gelingt und Frau Schwarz wirklich wahrhaftig genug ist, auf den Dunkel hereinzufallen, wenn das bewußte „Glück“, von dem ihr immer fabelt, diesmal wirklich bei euch einzieht — dann zwingt mich nicht, Vorteil daraus zu ziehen! Was ich nicht billige, davon will ich auch nichts genießen! Den Strauß sollt ihr haben, und freundlich sein will ich auch, da ich Frau Schwarz gern mag, meinet halben auch bei der Hochzeit Blumen streuen, wenn diese Ehre nicht Nazi und Mali zu teil wird — aber damit basta!“

Die Tante zuckte die Achseln. Diese Richte war eben ganz aus der Art geraten. Bequemlichkeits halber und zur Entschuldigung fing sie an, zu glauben, daß Ellen etwas überspannt und krank sei.

Als die Tante das Zimmer verließ, erschien Besuch, die Frau Amtmann. Ganz im Vertrauen, tiefergeschüttelt und besorgt um die Wohlfahrt der lieben Verwandten, kam sie, um die ernste Mitteilung zu machen, daß, wie sie bestimmt gehört hatte, Bäcker und Schlächter in den nächsten Tagen gerichtliche Klagen einreichen wollten gegen die Hammerfelds. „Wie gut, daß meine Schwägerin die Erde deckt!“ schloß sie weinend. „Wenn sie das mit hätte erleben müssen!“

Die Tante hörte heldenhaft gefaßt zu.

„Wenn das Chor wirklich so pöbelhaft sein sollte, uns zu mahnen,“ sagte sie, „so werden bei uns auch schon die Mittel vorhanden sein, den Lindenheimern die Freude eines Skandals zu verhergen.“

„Aber meine Liebe! Sie fassen die Sache ganz falsch auf! Werden Sie denn nie in sich gehen?“

Fräulein von Hammerfeld erhob sich und schritt würdevoll zur Klingel. Dem erscheinenden Mädchen rief sie zu: „Die Dame wünscht zu gehen — bringen Sie ihr den Mantel!“

Damit ließ sie die zärtliche Verwandte allein, die auf dem Bestuhl noch einen Nervenanzug bekam, indem sie plötzlich auf die unheimlichen Gestalten von Nazi und Mali stieß. Die Tante hatte das dunkle Paar eigens zu diesem gastfreundlichen Zweck auf den Vorplatz beordert.

Jetzt wußte sie: es mußte rasch gehandelt werden. — Der Blumenstrauß war überreicht, und Frau Schwarz hielt Nachmittagsruhe vor ihrem Kamin. Die Rosen des Herrn von Hammerfeld nickten aus der hohen Glasvase in ihre Siesta hinein.

Träume von Algier zogen an ihr vorüber, und in jenem schläfrigen, halbwachen Zustand der ersten Nachmittagszeit sah sie die Galerie der Gestalten, zwischen denen sie an der sonnigen Küste selber mitgewandelt war.

Die reiche Frau hatte dort eine Rolle gespielt. Ihre Gutmütigkeit und ihre Diamanten erwarben ihr rasch genug Freunde, und die internationale Menschheit merkte nicht, wie schwach sie in deutscher Grammatik war. Wenn sie ihre Vergangenheit dort etwas höher erscheinen ließ, andere renommierten noch mehr; wenn sie zwei Jahre von ihrem Lebensalter unterschlug, andere unterschlugen vier. An jenen großen Rendezvous-Plätzen verschiedener Klassen und Völker schafft sich jeder selbst sein Prestige.

Da war Baron Fernand de Courtray — er besaß ein Château in Nizza, ein Riesenschloß mit siebzig Fenstern; er wechselte während jedes Tennis-Spiels dreimal den Anzug und duftete auf fünf Meter nach Nlang. Er hatte sie interessiert. Romanleserin, die sie war, erkannte sie in ihm die Züge zahlloser Novellenhelden, die ihr das Cheleben in der schlechtriendenden Lederfabrik einst in Gedanken verschönt hatten. Aber Baron Fernand de Courtray verlobte sich eines Tages mit einer Baroness, die ebenso wohlklingend hieß wie er — da begriff Frau Schwarz, daß Geld allein es nicht thut!

Hammerfeld erinnerte an den Schloßbesitzer von Nizza. Schulden haben, wußte sie, war noble Passion. Sie malte sich aus, wie sie mit dem eleganten Gatten nach Algier kommen, wie sie als „Freifrau“ in der Fremdenliste stehen, wie ihre Bekannten „aha“ sagen und Baron Fernand sie „baronne“ anreden würde.

Frau Schwarz war vor zwanzig Jahren eine jener hübschen Wirtstochter gewesen, die ihre Karriere ihren Augen danken, in denen der soziale Höhenrieb von Jugend an großgezichtet wird durch den Anblick vorbeischnellender Touristentypen, Modegestalten der vornehmen Welt. Der reiche Lederhändler bedeutete für sie bereits einen Schritt aufwärts; nun sehnte sie sich jedoch endgiltig aus der Lederatmosphäre heraus.

Sie hatte Eindruck auf Hammer gemacht, sie fühlte es; zudem hatte dessen leibliche Schwester es versichert. Das adlige Fräulein imponierte ihr; die schlanken Nichtengestalten fand sie ladylike, wie sie selber gern gewesen wäre — und das „Schöndchen“ — Stiefelhöhne waren gerade nicht nach ihrem Geschmack — aber dieses schien ja keine große Rolle zu spielen, wenn man es so ohne weiteres nach auswärts that.

Frau Schwarz nahm die geschliffene Vase vom Tisch und sog den leisen Duft der mattgelben Rosen ein, der Rosen, die, in Watte verpackt, die Winterreise von Nizza her gemacht hatten, von Nizza, wo Baron Fernand das siebzigfenstrige Château besaß — und dem Baron Fernand mußte die Partie imponieren.

Am Tage, als die Schlächter und Bäcker von Lindenheim ihre Klage einreichen wollten, stand die Verlobung des Freiherrn Hammer von Hammerfeld mit der verw. Frau Pamela Schwarz geb. Klafschke im Blättchen.

Auf die mageren Jahre kamen endlich die fetten.

14.

Der Frühling kam und wirbelte Herrn Schreiner die ersten Blüten ins Fenster herein — nicht mehr ins Mansardenfenster, denn er bewohnte jetzt mit seiner Mutter ein großes Haus am Stadtgraben. Aus den sechs Pensionären war ein Duzend geworden. Durch die weiten Zimmer wehte eine bescheidene Behaglichkeit, und die alte Frau, die anfangs mit leisem Mißtrauen die Schicksalswendung für ihren Sohn betrachtete, hatte jetzt etwas von dem Sorgenzug verloren, der jahrzehntelang auf ihrem Gesichte stand. Sie kannte seine Erfahrung; sie besänftigte seinen Groll, beide sahen ein: es war besser so, und der Sohn, den sie fast an sein neues Glück verloren hätte, gehörte ihr mehr denn je.

Herr Schreiner hatte sein Geld auf den Markt getragen, war ins Leben getaucht, vorbeigeschiff an Schylla und Charybdis und als ein anderer heimgekehrt, als der er ging; er hatte die bittere Lehre nicht zu teuer bezahlt.

Sein Geld imponierte ihm nicht mehr; es hörte auf, ihm

ein Grund zu sein, das Leben von der egoistischen Vergnügungslante aus anzusehen. Er fand eine höhere Verwendung dafür und stellte es einer angelegentlichsten Thätigkeit in den Dienst, handelnd im Sinne seiner Eltern und doch sorgenfreier als die, glücklicher in äußerer Beziehung — im übrigen...

Es war doch eine Leere in ihm, die er sorgsam vor seiner Mutter verbarg, so ein banges Gefühl von Einsamkeit, das ihn auch zwischen hundert Menschen plötzlich überkam, jene bitterste Empfindung derer, welche wissen, daß es eine Sache giebt, die zu erringen das Hauptjahrspiel des Lebens ist.

Hatte er das Spiel schon endgiltig verloren? Die Frühlingsabende waren ihm gefährlich, der sehnüchtige Duft, der im ersten Lenz die Schläfen umspielt, that ihm weh, aber er scheute sich genau zu ergründen, in welcher Gestalt seine Sehnsucht sich verkörpert fand.

In solcher Stimmung saß er eines Abends im kleinen Café am Markt. Zwei Honoratioren spielten Billard, drei Skat; die übrigen tranken Bier und verhandelten schwebende Fragen. Auf dem Tapet ihrer Unterhaltung standen natürlich der junge Kaiser und der eiserne Kanzler — hier insofern übereinstimmend, als sie beide unfreiwillig auf diesem Tapet standen — Monde, von Mützen angebellt.

Herr Schreiner hielt sich die Ohren zu und blätterte in der Zeitung. Dabei verirrte sich sein ziemlich teilnahmsloser Blick in die Familiennachrichten.

„Verheiratet: Freiherr von Hammerfeld und Pamela Schwarz geb. Klafschke — Lindenheim.“

Fünf Minuten starrte er hin. Die Menschen, denen er nicht einmal sein Gebenken gegönnt hatte, die er krampfhaft ausschloß aus der Reihe der Gestalten, die da zählten für ihn — mit einemmal, wie auf eines Zauberers Geheiß, tauchten sie empor unter der Decke seiner Gleichgiltigkeit! — Also doch! Sie waren unentmutigt weitergezogen auf ihrer Menschenjagd — und diesmal mit Erfolg. Er war im Daseinskampf der Hammerfelds nur eine Episode gewesen — nun ein neuer Akt, ein neues Kapitel. Wen es zufällig traf, der hatte zu handeln. Wie Zigeunerfinder auf alles Blinkende, stürzte sich diese Sorte immer dorthin, wo Kapital lag — auch ein Standpunkt, ein zeitgemäßer.

Da waren keine Gedanken wieder in Lindenheim, und er brachte sie nicht fort, und leisen Schrittes nahte sich ihm in der gaserhellten, raucherfüllten Ecke des Cafés eine frische, kindliche Gestalt.

Ja, was wurde nun aus Ellen? Natürlich ein materieller Nützlichkeitmenschen wie die anderen. Warum nicht? Es waren ja nun die Mittel da, ihr denselben Firnis zu geben, den Doris hatte, die Mittel, all die gefährlichen Familienanlagen zu entwickeln, ihre Schrofheit, ihren Leichtsin — alles.

Schade! Vielleicht wäre aus dem Material etwas zu machen gewesen. Er hatte im Winter einmal an sie gedacht — nur kurze Zeit, denn seine Mutter sträubte sich gegen jede Stütze. Aber zuweilen war ihm, als habe er Ellen gegenüber doch etwas veräumt, keine Verpflichtung natürlich, allein es bewegte sich eine unklare Idee von Menschenpflicht in seinem Kopf. Allerdings! Im Hause wäre es doch wohl nicht gegangen, der Pensionäre wegen nicht — und auch feinetwegen.

Die Nachbarn gaben sich ohnehin schon Mühe genug, den vermögenden Lehrer in eine Verlobung hineinzureden.

Auch wenn er auf dem Schulweg an der Erziehungsanstalt vorbeikam, die er einst für sie geplant, dachte er bisweilen ihrer. Wie wäre es wohl geworden, sie hinter jenen Mauern, zurechtgedressiert, gebildet und geschult, und dann Sonntag vielleicht bei ihm, bei seiner Mutter? Dort hätten sie vielleicht etwas aus ihr gemacht, den Wildling in eine Schablone hineingepreßt, in die häufige Anstaltschablone mit dem mechanischen Denken und der bleichlichen Gesichtsfarbe.

So oder so, die kleine Ellen sprach immer zu seinem Mitleid. Aber jetzt — jetzt war doch wahrlich nichts mehr zu bemitleiden an ihr! Frau Schwarz war nicht nur vermögend wie er, Frau Schwarz war reich, und daß die Hammerfelds schon verstehen würden, ihr Kapital nach Belieben auszubenten, wußte er von sich.

Jetzt konnte es ihm ja ganz gleich sein, ob es eine Ellen Hammerfeld auf der Welt gab oder nicht.

Auf dem Nachhausewege ging er an der Post vorbei. Dort bestellte er sich umgehend das Lindenheimer Kreisblatt, den ganzen Monat zurück. Die Sache mußte ja Aufregung und Heberei genug in dem kleinen Nest gemacht haben.

Fünf Tage später kam die Sendung unter Kreuzband.

Sie wurde ihm eben vor dem Stundenbeginn auf das Katheder gelegt. Da sah die ganze Knabenschar, Reihe hinter Reihe, vom schrägen Sonnenstrahl überblitzt, der durch die oberen Scheiben fiel — die unteren waren mit blauen Neffensenstern zugestekt, wegen des Mädchenpensionats jenseits und des Liebesbedürfnisses diesseits — aber man kann auch durch ein blaues Fliegenetz togenburgern, wenn es sein muß.

Er schlug das Gesichtsbuch auf; sie waren bei den Stauffern. „Wo starb Kaiser Friedrich der Zweite?“ fragte er mechanisch, und als ein kleiner Scholar nach einer angstvollen Pause stotterte: „In den Armen seines Lieblingssohnes Manfred.“ da merkte er gar nicht einmal, daß besagte Arme nicht die Stadt waren, die er wissen wollte, und ließ es gelassen durch. Das Zeitungsbündel sah ihn so eigen an.

Herr Schreiner war ein gewissenhafter Lehrer. Daß er plötzlich einen schriftlichen Bericht über Friedrich den Zweiten anbefahl, that den Schülern sicher nur gut — und schließlich war das ja Herrn Schreiners Sache!

Die Federn kratzten über die Schulhefte. Der schräge Sonnenstrahl lag jetzt gerade vor dem Katheder. Er riß das Kreuzband ab, suchte, wühlte und las da fettgedruckt: „Eine Hochzeit.“

Die Hammerfelds waren klug gewesen. Sie hatten den Reporter entweder selbst geladen, oder der junge Chemann hatte selbst stilisiert. Es ging über anderthalb Spalten.

Erst eine ausführliche Schilderung des alten thüringischen Freiherrngeschlechts, ein Lichtbild ohne Schatten, dann ein ehrenvoller Nachruf an die menschlichen Qualitäten des seligen Lederhändlers, hierauf ein schwülftiges Phrasenkonglomerat über das, was die Schriftstellerin Dsijw Schubin ebenso geistvoll wie kurz „Verbindung des goldenen Kalbes mit der Chimäre“ nennt, zuletzt eine Beschreibung des Brautpaares selbst.

Besonders hervorzuheben waren die beiden echten Neger in rotgoldener Livree, von der Braut aus Algier selber mitgebracht, „vollendete Typen ihrer Rasse, die das junge Paar

auch auf die mehrmonatliche Hochzeitsreise nach Nizza begleiten würden.

Beim Braten habe der junge Ehemann die Verlobung seines Sohnes Paul, des hochbegabten Malers, mit seiner schönen Nichte Doris proklamiert, eine Nachricht, die mit unendlichem Beifall aufgenommen worden sei.

Die kleinen Schulfrauen quälten sich mit Friedrich dem Zweiten. Dann als ihr Interesse für den herrlichen Stauferkaiser immer mehr abhanden kam, aßen sie ihre Butterbrote oder bissen mit jener rüchhaltigen Wonne in unreife Äpfel hinein, wie nur ganz unpolombierte Zahnräder es wagen. Ein Schüler schnitt ein Herz in den Tisch — Herr Schreiner merkte nichts; schweigend thronte er auf dem Katheder; er war ja in Lindenheim bei den Hammerfelds.

Wie gut er sich das alles denken konnte! Wie ihm das Verkünden der Verlobung noch in den Ohren klang! Wie deutlich er die ganze Gesellschaft sitzen sah, gerade wie damals im selben Sektüberfluß, derselben Feststimmung, die Hammerfeldschen Geschwister mit demselben Triumphfeuer im Auge, das damals sein Mammon angezündet — den Triumph über das Glück der Hammerfelds! — Ob wohl jemand von ihnen an dies Damals dachte?

Ja doch! — eine gewiß — Ellen!

Das heißt: wenn sie Zeit hatte neben dem Emil — wer wußte auch, wie sie geworden war?

Jrgend etwas that ihm weh; o, diese große Leere im Herzen! Warum hatte er das Mädchen damals nicht mitgenommen, wo sie ihm gefolgt wäre? Ellen war nicht wie die anderen. Er glaubte es nur, weil es ihm paßte; aber die Erinnerung an mancherlei lebte nun einmal doch in ihm, an ihre Thränen, ihren Abschiedsschmerz.

Und er schlug in Gedanken, zornig über sich selbst, auf das Katheder.

Die Schüler dachten, der Schlag gelte ihnen, und da jeder schuldbehaftet war, fuhren all die Blondköpfe erschrocken auf die Hefte. Das brachte Herrn Schreiner zu sich. Er schob die Zeitungen fort und griff zum Leitsaden.

(Schluß folgt.)

Hochzeit.

Nachdruck verboten.

Ja und Amen sind verklungen,
Und die Ringe sind getauscht,
Farbenprächtig über Blumen
Vom Altar der Festzug rauscht
Und die Orgeltöne fluten
Feierlich durchs Kirchenschiff,
Branden hallend an den Wänden,
Wogen gleich am Felsenriff.

Um die silberschweren Tafeln
Bunte Reihe froh sich schlingt,
Auf das Wohl des jungen Paares
Schon der erste Toast erklingt.
Dreimal hoch! Die vollen Gläser
Treffen sich mit hellem Klang,
Und Trompeten schmettern kräftig
Durch der Weigen weichen Sang.

Glückverstummt am Ehrenplatze
Thront das neuvermählte Paar,
Was die Lippen hold verschweigen,
Frohe Augen künden's klar;
Und durch ihre Seelen jauchzet
Helle Freudenmelodie,
Wie ein volles Erdenecho,
Von der Sphärenharmonie!

Gottfried Doehler.

Ein Kapitel vom Aberglauben.

Von Irma v. Troll-Borostjani.

Nachdruck verboten.

Wenn man einen Blick wirft auf die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes und seiner voranschreitenden Erkenntnis der Erscheinungen des Lebens und der Natur; wenn man unser Zeitalter, welches sich auf seine in die breiten Volksschichten gedrungene Bildung und Aufklärung so viel zugute thut, mit den dunklen Zeiten der Anfänge der Civilisation und Kultur, da der menschliche Geist noch in den Banden krasser Unwissenheit gelegen, in Vergleich zieht, so stößt man auf die überraschende Wahrnehmung, daß ungeachtet aller Aufklärung und Naturerkenntnis gewisse, den primitivsten Kenntnissen der Naturgesetze hohnsprechende, in einem ganz unbegreiflichen Wahn- und Aberglauben wurzelnde Vorstellungen noch immer unausrottbar feststehen in den Gehirnen großer Massen von Menschen, die gleichwohl nicht zu den allerungebildetsten und unwissendsten gehören: eine Wahrnehmung, die einen ganz unerklärlichen Widerspruch aufdeckt.

Und wenn man auf die Vorgänge des Mittelalters, auf die entsetzlichen Verfolgungen, welche der blinde, wahrwichtige Aberglaube über Tausende von schuldlosen Menschen verhängte, zurückhinkt, so kann man sich wohl der Einsicht nicht verschließen, daß es die Pflicht jedes Gebildeten sei, soweit er es vermag, Aufklärung zu verbreiten und gegen die uralte Erbünde des Aberglaubens, welche trotz der glänzenden Ergebnisse wissenschaftlicher Naturforschung noch immer in breiten Volksschichten nistet, zu Felde zu ziehen. Denn auch in unserer Zeit, wenn sie auch keine Inquisition und Hexenprozesse mehr kennt, wird durch den noch sehr verbreiteten Aberglauben vielfache Schädigung des geistigen und leiblichen Wohles der menschlichen Gesellschaft hervorgeufen.

Auf dem Lande sowohl wie in den größten Städten hat er noch immer seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und nur die Formen dieses Denkübels nehmen in den verschiedenen Gebieten eine etwas verschiedene Gestalt an.

Eine seiner schlimmsten Folgen, welche ohne die mächtige Unterstützung des Aberglaubens, in dem sie festwurzelt, nicht zu so verderblicher Wirkung emporwuchern könnte, ist das Lotteriespiel. Wie viele Menschen hat es schon an den Bettelstab gebracht! Wie viele andere, die trotz jahre- und jahrzehntelanger Mißerfolge nicht aufhören, auf einen glücklichen „Terno“ zu hoffen, tragen Woche um Woche die kleine

Summe, die sie sich an der Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse absparen und indem sie sich zu diesem Zwecke durch Nahrungsentziehung ihre Kräfte schwächen, zum Lotteriekollekteur, um, von einer Enttäuschung zur andern gelangend, in immer größerer Not zu geraten und zu jeder nützlichen Arbeit und Thätigkeit — dem sicheren Gewinn — immer unfähiger zu werden. Jeder Traum, den eine alberne Sibylle ihnen in zu „segende“ Nummern ausdeutet, oder das geliebte „Traumbuch“ ist ihr Orakel, auf das sie schwören und das ihrem wahnwitzigen Aberglauben immer neue Nahrung bietet.

Eine andere Form dieses Erbübels ist der uralte Glaube an die Kunst des Wahrsagens. Es giebt kaum ein Wort in der deutschen Sprache, das so unrichtig gewählt wäre, den Begriff selbst so wenig deckt, wie dieses. Wahrsagen sollte eigentlich Lügen sagen heißen! Aber freilich, wenn die Leute erst einmal zu dieser Einsicht gelangt wären, so wäre es eben zu Ende mit dem die vermeintliche Kunst des Wahrsagens umgebenden Nimbus, und es gäbe keinen Aberglauben mehr.

Eine befremdliche Thatsache besteht darin, daß als Centralpunkt der Wahrsagerei die großen Städte gelten können, in welchen man Bildung und Aufklärung doch schon weiter vorgeschritten voraussetzen dürfen sollte. Es giebt solche moderne Pythien, die sich eines größeren Zulaufs als die berühmtesten Ärzte erfreuen. In ihren Wartezalonen findet sich die beste Gesellschaft vereinigt: Aristokraten, Künstler und namentlich viele Damen der vornehmen Welt.

Da meldet man sich an wie bei einem berühmten Arzte, und der Reihe nach werden die Klienten von der Frau des Hauses absolviert, natürlich so rasch als möglich, denn je rascher das Geschäft erledigt wird, je mehr Klienten vorgenommen werden können, um so reichlicher fließen die Einnahmen. Denn für die prophezeite Zukunft müssen sehr bedeutende Honorare gezahlt werden, sobald diese auf den lächerlichsten Aberglauben gebaute Profession, wenn die Wahrsagerin sich einigermassen versteht, sich Renommee und Ansehen zu verschaffen, ein sehr einträgliches Geschäft abgiebt. Viele Vertreterinnen dieser edlen Kunst besitzen luxuriöse Wohnungen, kleiden sich mit vornehmer Eleganz, wetteifern in ihren feinen Umgangsformen mit den Damen der besten Gesellschaft und erwerben sich oftmals ein ganz ansehnliches Vermögen. Die meisten dieser Wahrsagerinnen sind Matronen mit weißem Haar und ehrwürdigem Aussehen, jugendliche Damen erfreuen sich eines weit geringeren Zuspruchs.

Die Pythia des neunzehnten Jahrhunderts sitzt bei der Verkündung ihrer Prophezeiung der Zukunft der sie Befragenden auf keinem Dreifuß und nicht über herausschauenden Schwefeldämpfen; sie gleicht auch in keiner Weise der braunen, in zerfetzten Kleiderresten gehüllten Zigeunerhexe; sie hat sich verfeinert und modernisiert, ist nach der Residenz gezogen und unterscheidet sich in ihrem ganzen Wesen in nichts von den Damen der guten Gesellschaft. Die Mittel und Wege, die ihr vorgeblich dazu verhelfen, die Schleier der Zukunft ihrer Gläubigen zu lüften, sind aber ziemlich dieselben geblieben wie die von den Zigeunerinnen beliebten; denn auch die modernen Seherinnen künden die Zukunft durch Kartenausschlagen und aus den Linien der Hand.

Vernünftig denkende Menschen mögen sich wundern, daß es heute noch den gebildeten Gesellschaftskreisen angehörnde Leute giebt, welche sich durch den albernsten Schwindel dieser Art Industrierittern verschulden lassen und ihnen für ihre aberwitzigen Zukunftsdeutungen schwere Summen als „Honorar“ für ihre Bemühungen opfern. Und doch ist es Thatsache, daß die Zahl solcher Thoren und Thörinnen keine geringe ist. Die während der „Sprechstunden“ der renommirten Schicksalskinderinnen mit Kundschäften überfüllten Wartezimmer liefern den unwiderleglichen Beweis hierfür.

Wie es aber vornehmere Wahrsagerinnen für die elegante Welt giebt, so giebt es andere, anspruchslosere für minder bemittelte Klienten. Zu diesen wallfahrten Köchinnen, Ammen, Bonnen, Haushälterinnen, Stuben- und Lademädchen, Modistinnen und Schneiderinnen und holen sich für eine oder eine halbe Mark die freudige Zuversicht auf einen braven und gut situierten Gatten, auf eine Erbschaft und dergleichen freundliche Zusagen des Schicksals. Denn die Prophetinnen halten darauf, ihren Kunden männlichen und weiblichen Geschlechts mit Vorliebe angenehme Dinge in Aussicht zu stellen, da sie recht gut wissen, daß solche lieber gehört werden als Weisagungen trauriger Ereignisse.

Finden wir die beiden genannten Formen krasser Aberglaubens — nämlich den Glauben an die Wahrsagerei und an die mit dieser nahe verwandten Kunst, aus Träumen und gewissen, an bestimmten Tagen stattfindenden Ereignissen die bei den Lotterieziehungen „herauskommenden“ Nummern erraten zu können — vorzugsweise in Städten vertreten, so begegnen wir auf dem Lande anderen, nicht minder bedauerlichen und schädlichen Ausflüssen des Aberglaubens.

So ist es u. a. eine bekannte Thatsache, daß die Landleute auf Anwendung albernere Sympathiemittel, auf „Wunder“ und Abschwören der Krankheiten und ähnlichen lächerlichen Hokusfokus ein viel größeres Vertrauen setzen, als auf die wissenschaftliche Heilkunde. Mancher Landmann zieht es vor, bei größtem Unwetter einen meilenweiten Weg zurückzulegen, um bei einem Krankheitsfalle in seiner Familie oder in seinem Viehstand irgend einen kurpfuschenden alten Schafhirten oder ein im Rufe der Kenntnis von Zauberkünsten stehendes altes Weib um Rat zu fragen und die meist albernsten Anordnungen mit größter Gewissenhaftigkeit zu befolgen, als sich an den Arzt zu wenden.

Nun liegt es uns zwar fern, den vielen einfachen Hausmitteln, deren man sich auf dem Lande gern bedient und unter denen sich erwiesenermaßen viele ganz ausgezeichnete, besterprobte Mittel finden, welche zudem den großen Vorteil bieten, gleich zur Hand zu sein — während die Herbeiholung eines Arztes auf dem Lande oftmals viele Stunden in Anspruch nimmt — unsere Anerkennung versagen zu wollen. Im Gegenteil wäre ja, namentlich in allen Gegenden, wo ein Arzt nicht immer gleich zur Stelle gerufen werden kann, eine gründlichere und ausgedehntere Kenntnis solcher Hausmittel von außerordentlichem Nutzen. Aber gegen die mit der Anwendung solcher Heilmittel oftmals verbundenen, unsinnigen Ceremonien, ganz besonders aber gegen die massenhaften, die leibliche und geistige Gesundheit in gleicher Weise schädigenden Gebräuche und Vorurteile sollten alle verständigen und aufgeklärten Leute energischer zu Felde ziehen, als es noch immer geschieht.

Durch rechtzeitiges und richtiges Einschreiten kann oftmals bei dem Auftreten eines leichten Unwohlseins der Entwicklung einer schweren Krankheit vorgebeugt werden. Vieles Unglück ist schon durch Vernachlässigung oder unrichtige Behandlung eines Kranken herbeigeführt worden. Jeder kennt die alte Regel: Rasche Hilfe ist halbe Genesung! Aber gerade der Befolgung dieser ebenso einfachen wie richtigen Regel wird durch den Aberglauben gar häufig entgegengearbeitet.

Wenn es Leute giebt, die sich scheuen, am Freitag eine Reise anzutreten oder sonst ein Unternehmen zu beginnen, welche die Zahl dreizehn für eine Unglückszahl halten, welche an das „Verschreien“ glauben und dessen unheilvolle Wirkung durch das leise gemurmelte Wort „Unberufen!“ zu paralytisieren hoffen, welche überzeugt sind, es müsse ihnen etwas Unangenehmes widerfahren, wenn ihnen eine schwarze Rahe über den Weg läuft, welche Pfauen und Pfauenfedern für ein Danaergeschenk halten, da es Unglück bringen müsse, welche sich einen Jahres ihrem unter tiefem Schweigen überzahlten Gelde hinzuzufügen, da dieses Mittel geeignet sei, ihren Wohlstand — auch ohne ihre eigene thätige Mithilfe — zu mehren: nun, da mag man noch lächeln, denn alle derartigen abergläubischen Vorurteile bringen wenigstens keinen Schaden. Anders aber gestaltet sich die Sache, wo es sich um Aeußerungen des Aberglaubens handelt, durch welche das köstlichste Gut des Menschen, die Gesundheit, geschädigt wird. In solchen Fällen wird die Thorheit des Menschen zum Unrecht, und an die Stelle des mitleidigen Lächelns muß Bekämpfung und Aufklärung treten.

Man könnte ein Buch füllen, wollte man auch nur einen Teil der massenhaften Beispiele aufzählen, wo durch Aberglauben schweres und nicht mehr gutzumachendes Unglück herbeigeführt worden ist.

Wer kennt nicht einzelne Fälle aus eigenen Erfahrungen oder aus jenen von Freunden und Bekannten, wo der Unverstand durch Ausübung abergläubiger Gebräuche und Unterlassung der Auffuchung und Anwendung geeigneter Hilfsmittel großes Unglück verursacht hat.

Ich selbst kenne eine Frau, die Gattin eines gut situierten und für seinen Stand gar nicht ungebildeten Handwerkers, welche vor einigen Jahren von einem ersten, schmerzhaften Unterleibsleiden befallen wurde und, anstatt sich an einen Arzt zu wenden, bei einer Kurpfuschlerin Hilfe suchte. Nach einiger Zeit, als das Uebel nicht besser wurde, entschloß sie sich, den Zusprüchen vernünftiger, denkender Leute nachgebend, einen Arzt um Rat zu fragen. Unter seiner Behandlung verringerte sich das Leiden zusehends, aber nicht rasch genug für ihre Ungeduld. Sie unterbrach die Kur, um sich an ein im Rufe der Kenntnis merkwürdig wirksamer Sympathiemittel stehendes altes Weib um Hilfe zu wenden, die allerlei Hokusfokus mit der Kranken vornahm, sie mit verschiedenen Salben bestrich, sie rieb und knetete und dabei die albernsten Beschwörungsformeln herableitierte, wofür sie sich obendrein schweres Geld zahlen ließ. Das Leiden wurde durch solche Kur natürlich nicht nur nicht besser, sondern steigerte sich beständig, und als die Kranke in ihrer Verzweiflung sich nach geraumer Zeit endlich wieder einem Arzte anvertraute, war es zu spät und hatte das Uebel sich bereits zu einem unheilbaren entwickelt. So hatten Dummheit und Aberglaube, welche auf die Heilwirkung lächerlicher und betrügerischer Hokusfokus mehr Vertrauen setzen als auf die Behandlung eines tüchtigen Arztes, unheilbares Siechtum über die Kranke gebracht.

Ein ganz ähnliches Beispiel des selbst in den höchsten Gesellschaftskreisen nistenden bedauerlichen Aberglaubens bietet eine mir persönlich bekannte Gräfin A., welche für ein böses Augenleiden bei verschiedenen berühmten Ärzten Hilfe suchte, gleichzeitig aber, während sie von diesen gegen das Uebel behandelt wurde, die verschiedensten, unsinnigsten Quacksalbereien an ihren tranken Augen von „berühmten“ Kurpfuschern vornehmen ließ, so daß die ärztliche Behandlung natürlich nichts nützen konnte und das Leiden sich fortwährend verschlimmerte.

Ein anderer mir bekannter Fall ist folgender. Der Sohn eines Wirtschaftsbefähigten auf dem Lande war als kleiner Junge über die Treppe gestürzt, und obgleich er sich dabei keinen sichtbaren Schaden zugezogen hatte, klagte er doch beständig über Schmerzen. Auch dieser Knabe wurde von seinen unverständigen Eltern einer derartigen Heilkünstlerin in die Kur gegeben, welche den Körper des armen Kindes redte, behüte und „besprach“, um das Uebel zu „wenden“, was allerdings so wenig gelang, daß sich die Glieder gänzlich verkrüppelten und unterhalb der rechten Schulter ein Höcker entwichelte, wodurch der arme Bursche zu jeder anstrengenden Arbeit unfähig geworden und seiner Familie, die ihn ernähren muß, zur Last ist, was ihm obendrein von seinen Angehörigen fühlbar genug gemacht wird, da sie nicht zu erkennen vermögen, daß der Unglückliche berechtigt wäre, den Jammer seines Daseins ihnen zum Vorwurf zu machen.

Man hat es oft versucht, die Neigung der Landleute, in Krankheitsfällen lieber bei Hoxenmeistern und Kurpfuschern als bei einem Arzte Hilfe zu suchen, mit ihrer Liebe zum Gelde und der daraus entspringenden Furcht vor Doktor- und Apothekerrechnungen zu erklären. Da jedoch auch diese Pseudohelmschmerzmittel sich ihre albernsten, und in gar vielen Fällen geradezu schädlichen „Kuren“ ganz gehörig, oder vielmehr ungehörig bezahlen lassen, und da andererseits der durch Siechtum oder frühzeitigen Tod verursachte Verlust einer Arbeitskraft auch einen materiellen Schaden mit sich bringt, so wird dieser Erklärungsgrund hinfällig, und es zeigt sich, daß einem derartigen verkehrten Vorgehen nichts anderes als Dummheit und haarsträubender Aberglaube zu Grunde liegen kann.

Es ist allerdings eine bekannte Thatsache, daß unter Landleuten der Wert eines Menschenlebens bisweilen weniger hoch angeschlagen wird, als Vernunft und Humanität dieses erfordern. Die im Verhältnis zu den Städten im allgemeinen kräftigere Gesundheit der Landleute und ihre größere Widerstandsfähigkeit gegen die verheerenden Krankheitswirkungen mag Ursache dieser Erscheinung sein. Ein Landmann, mit dem ich hierüber einmal gesprochen, sagte es mir ganz unumwunden: „Ja, freilich, meine Burschen und Mädchen (seine Kinder nämlich), die hab' ich gratis bekommen, das Vieh aber hab' ich kaufen müssen.“ Von diesem Gesichtspunkte aus, welcher den materiellen Wert der Arbeitskraft der erwachsenen Kinder zu wenig in Anschlag bringt, ist es begreiflich (wenn auch keineswegs entschuldbar), daß der Bauer bei Erkrankung seines Viehes — welches er sich ja hat „kaufen müssen“ — sich schneller

Großpapas Geburtstag.

Von Nataly von Eschstruth.

Nachdruck verboten.

aß auf dem festen, hochgebauten Schlosse Schweinsberg der alte Freiherr Guntram-Kraft, Erbschenk, Schenk von Schweinsberg, fröhlich und guter Dinge, frei und „gerichtsbarlich“, wie ein kleiner König, sich sonnend in dem friedlichen Glück seines Alters.

Da war kein Wölllein, welches einen Schatten auf sein behaglich-freundliches Angesicht geworfen hätte, es mußte denn gerade zur Herbstzeit gewesen sein, wo sich bei feuchter Witterung ein fatales Mucken und

just da, wo eine gewaltige Narbe von Hieb und Stich, von Krieg und schwerer Not erzählte; dann konnte des Alten Miene allerdings gewaltig sauer werden, so herb und unlustig, daß selbst der edelste Trunk des Kellermeisters Wingulf nimmer munden wollte, und das war ein seltenes Ding.

Sonst aber kannte der Freiherr kein griesgrämlich Gesicht, und mochte es auch bei anderen in den Tod nicht ausstehen, singen und jubelieren sollte es um ihn her, und für einen ergötlichen Schelmreich wäre er imstande gewesen, einen Hufen Landes zu geben!

Darum war auch der Wingulf, der grauköpfige Schäfer, besonders wohlgefallen bei ihm, denn der steckte voll Schrüllen und hatte alleweil Händel im Gang, die des Freiherrn jovialer Sinn oftmals mit vergoldeter Hand entwirren mußte. Geliebt und geehrt wurde er in Stadt und Land, und selbst der tintengallige Chronist tauchte seine Feder in Honigseim, als er folgende Charakteristik Guntram-Krafts auf die Pergamentblätter niederschrieb: „Selber hat in seinen Jugendjahren eine schön und ansehnliche Gestalt und herrliches Exterieur gehabt, die eine nicht wenige Veneration gegen ihn erweckt; führte eine wohlbernehmliche, klare Rede und war darneben von einer gesunden und starken Complexion. Ist darbey von Jugend auf eines freudigen und fertigen Gemüths gewesen, was er nachmals bei widrigen Fällen hat blicken lassen, auch sonst von wohlstandigen Qualitäten, wenngleich ihm das Kriegshandwerk mit seinen rauchen manieren mehr am Herzen gelegen ist denn die humaniora's und wohlblütlichen Studia's.“ Ja, davon zeigte der Sich im Wein, und noch manches andere, was der alte Herr meistens auf sein „schwach Gesicht“ schob, wenngleich er andermal noch Augen wie ein Falk hatte und durch zwölf eiserne Thüren schaute — das heißt wenn sie offen waren.

So sah er denn eines schönen Mittags in dem Speisezimmer mit der köstlichen Eichentafelung und den Gobelins an den Wänden, drauf eine ganze Völkerschicht, sowie eine Saubaz mit Jäger und Hunden und sonstigen Lustbarkeiten, klar und anschaulich dargestellt waren, und streckte die Füße unter den Tisch, über welchen ein blütenweißes Tafeltuch mit Rante hing, darauf es gar lecker aus den Schüsseln dampfte.

Wingulf, der Kellermeister, stand neben dem Sessel seines Herrn und war eifrig bedacht, den roten Wein im Humpen nachzufüllen, dieweil es stets eine Unlust für einen alten (auch für einen jungen!) Haudegen ist, dem Becher auf den Grund zu sehen, dieweil es in der Kamme noch Wellen schlägt. Wingulf mußte dem Freiherrn stets Gesellschaft leisten, während des Mittagmahls, wenn er sich allein im Schloß befand, wie soeben, am Vortag seines Geburtstages, wo der Junker Eberhard mit seiner Gemahlin, einer geborenen Herrin von Zehlig, mit den Kinderlein eine Fahrt gen Marburg unternommen hatten, um allerlei Waren zu erhandeln.

Dieser älteste Sohn Eberhard lebte mit seiner Familie auf dem Schweinsberg, dem Wunsche des Erbschenken gemäß, welcher wenigstens eines seiner Kinder bei sich behalten wollte. Die Töchter hatten früh gefreit, Islegard den Herrn von Liederbach auf der Altenburg, und Agnes den Grafen von Beilstein, und seine beiden jüngsten Söhne Volpert und Wilhelm Egel verdienten sich am Hofe ihres Landesfürsten die Sporen.

Für gewöhnlich nahm noch der Schloßkaplan Hyginus einen Platz an der Tafel Guntram-Krafts ein, ein stiller, ernstblickender Mann, zumeist fromme Neben im Munde und den Schwänken des Kellermeisters herzlich gram.

Gott sei's gedankt, heute war er zu einer Kranken ins Dorf hinab, und der Freiherr legte die fetten Hände behaglich über dem Magen zusammen, blinzelte dem Wingulf von der Seite an und sagte: „Na, alter Sünder, hast du den Mund ins Spundloch fallen lassen? Du siehst, ich bin heute ganz allein auf deine Unterhaltung angewiesen.“

Wingulf seufzte tief auf und schüttelte wehmütig den Kopf, wie einer, der mit dem falschen Fuß aus dem Bette aufgestanden ist: „Was soll der Wingulf erzählen, gestrenger Herr? 's ist nicht mehr der Tausendjassa von ehgehestern, der ist erlauft worden, jämmerlich erlauft, und was von ihm übrig geblieben, das ist keinen Pfifferling wert, ist ein Wasserfaß, ein leiches, schales Wasserfaß, daß Gott erbarm!“

Der Freiherr schmunzelte: „Setz' dich auf den Stuhl hier, Alter, schenk dir ein Krüglein ein und erzähl mir's, das vom Ersäufen mein ich!“ Und er rieb sich verstimmt die Hände.

Des Kellermeisters feistes Angesicht erhellte sich, mit tiefem Bückling befolgte er den Befehl, nahm an der Seite seines Gebieters Platz und that einen langen, langen Zug aus dem Humpen, welcher schon auf dem Speisetische bereit gestanden hatte. „Die Weibsbilder! Die gottvergesenen Weibsbilder!“ fluchte er tief aufatmend, „die haben den lustigen Weinvogt von ehedem auf der Seele, edler Herr!“

„Hab' schon davon läuten hören, du Galgenstrick! Haben sich gerächt für deinen Schabernack, die Mägde! Hahaha... kann's ihnen nicht verdenken! Vorwärts, laß hören, was ich wieder für Hallodria getrieben hab!“

„Ich und Hallodria!“ Wingulf faltete mit frommstem Augenaufschlag die Hände um den Krug, „wie ein Unschuldlamm hab' ich mich geführt, und doch macht die bössartige Verleumdung wieder einen Schelm aus mir! Der Wingulf hat einen breiten Rücken, dem packen sie alles auf, was von Uebel ist. Da haben die Mägde eine gar närrische Gewohnheit, Herr! Wenn sie abends zur Spinnstub' kommen, so stellen sie ihre Holzschuh neben die Thür auf den Hausgang, fahren in filzigen Schurflin und treten in den Wartraum, um bei ihren Spulen nicht nur Garn, sondern gar viel Schelmzeug mit den losen Zungen zu raseln. Ist da nun irgend ein Spatzvogel gekommen, hat einen starken Bogelkeim genommen und ihn heimlicherweises in die Holzschuh gegossen, so städtich, daß die Dirnlein dreifstgelebt sind und sich vor Schreck und Zorn gebärdet haben wie im Weitzanz! — Ja, lachet mir, gestrenger Herr! Der Wingulf hat sich auch die Lenden gehalten, da ihm solches Schauspiel geworden, aber hintennach, da ist dem Spaß doch seine Bitternis angekommen, denn wer ist der Thät beizuladig worden? Der Kellermeister! Das wandelnde Weinsäß! Der gottlose Schäfer Wingulf! — Hab' eitel Not gehabt, mein Ziel in Sicherheit zu bringen, und war doch unschuldig wie ein neugeborenen Kindlein!“

Der Freiherr legte beide Arme auf den Tisch und schüttelte sich vor Lachen: „Will's dir glauben, du Hansnarr! Ist ja niemals noch ein Schelmreich von dir losgelassen worden, wenn's auch die Dirnen und die Frau Schaffnerin nimmer Wort haben wollen — sind eben mit Blindheit geschlagen, die Weibskent!“

„Muß der Belzebub sein selber die Hand mit in dem Spiel haben,“ nickte Wingulf verstimmt, hob die dickbüchige Kamm und schenkte wechselwend in beide Humpen, „denn bei dem Leim ist's mit geblieben, edler Herr, hat noch zweierlei seltsame Nachspiel gehabt! Erstlich hat es sich ereignet, daß am letzten Sonntag, da es bereits zur Messe läutete, ein gewaltiger Lärm den Burgfried durchgellert hat. Kamen die Mägde von allen Stiegen und Gelassen zusammengeströmt und zeterien nach ihren Bänderhauben! Ja, wo sollen die wohl sein? — Ist ein launiger Geißel in die Kammern geschlichen, hat den Koppsuß aus den Truhen gestohlen und sich davongemacht, bis hoch an die Dachstuhl hinauf, wo er die Hauben dem alten Wetterdrach auf das greuliche Haupt gesetzt! Just wie ein Anspielen darauf, daß die Weiber und die Drachen gar mancherlei gemein haben! — Der heiligen Kümmernis, da das Weibsvolk ein solches gewahrte. An Teufelsput wollte keine glauben, obwohl's doch ein unglaublich Beginnen schien, das Dach zu erklettern; hat doch Diefried der Jäger eine lange Feuerleiter anlegen müssen, um sie wieder herabzuholen! Ist der Wingulf gewesen, der Klappenplapp, der Galgenstrick! Der aufgeblasene Windfaß, der! schrie es durcheinander, und wahrlich, gestrenger Herr, wir' nicht ein Seitenpförklein so freundlich gewesen, mich durchzuweisen zu lassen, ich trüg' kein Auge mehr im Kopf!“

„Und warest doch so unschuldsvoll und so sunder Gallen, wie das weiße Täublein auf dem Kirchendach!“ Guntram-Kraft schlug mit der fleischigen Hand auf die Tafelplatte, daß die Silbergeschirre erklinkten. „Weiß der Teufel, wie viel bösen Leumund du ertragen mußt und welch fälschlich Urteil man dir spricht! Profit, du Osterlammchen! Sollen doch alle die thunichtigen Gesellen ihr Lebelang zu Brunnwasser verdorren sein!“

Wingulfs Haupt sank mit dem breiten Doppelkinn kläglich auf die steife Halskrause nieder. „Baia, lieber Herr, daß ich von Brunnwasser sprech!“ seufzte er auf.

„Ist übler Klang für deine Ohren, hat den Schall in dir ersäuft? .. Holla! Wie tief der Haß?“

„War das dritte Stücklein, Gnädiger, so mir einen übeln Posten gespielt. Wißt, daß wir gestern Johannistag hatten, dran sich mancherlei alter Brauch und wunderlich Gebahren knüpft. Ist ein Herkommen dabei, das schon seit alters her von den Spielteuten besungen wird — heißt also:

Nach dem alten Brauch der Väter binden Hessenlandes Mägde Nächtlich zum Johannistage eine Krone von Jasmin!
Hängen sie auf hoher Stange in den Wind, dicht vor der Kirche,
Und mit Raffeln und mit Pfeifen ziehn sie morgens zu ihr hin.
Ist die Krone in der Nacht nun ausgeblüht in weißer Farbe,
Sind die Dirnlein alle sittsam, und das ehrt das ganze Dorf!“

Wingulf schöpfte tief Atem, nahm einen kräftigen Schluck, dieweil der Freiherr behaglich schmunzelnd vor sich hin nickte, und fuhr fort: „Solche Narretei hatten denn auch unsere Mägde losgelassen, hatten die Krone gewunden und aufgehängt. Anders Morgens ziehen wir alle hin, lachend und johlend, die Burtschen voran — und was sehen wir? O, da hatte sich ein klägliches Mirakulum begeben! Anstatt der Krone hing ein Strohwischel an der Stange, der nickte und schwankte gar höhnisch, und die Gesellen gebärdeten sich schier toll vor Uebermut, und die Jasminkrone aber saß in dem Backofen der Schaffnerin Ursula, well und matt, nicht ausgeblüht, so recht ein Bild des Jammers! — Gott erbarm' sich des Zetergeschreies, das die Weibsen erhoben! Fuchsteufelswid haben sie mit den Fingernägeln die Luft zerkratzt, je wütiger, je mehr wir Männer sie gepöppt und ausgehöhlt. Aber der schwarzen Pestilenz! Hängt an dem Ofenhaken ein Schlappen grünen Tuchs, genau von der Farbe meines Wamses, und da es die Mägde mit gellendem Getreisch gewahren und mich von allen Seiten fassen, da will es ein bössartiger Zufall, daß just ein Fegen von der Aermelzuffe hier fehlt, ein Dreieck, drauf der Rücken von dem Ofenhaken paßt! Da haben sie denn hellauf gebubelt und gesagt: jetzt hätten sie den alten Sünder! Und darauf haben sie mich gezwickt und gezwackt und ein hochnotpeinlich Halsgericht gehalten! All mein Beteuern half nichts, sie haben nichts von Erbarmen wissen wollen, und doch war ich der Unschuldigste von allen!“

„Hahaha! Und was geschah dir?“

„Ein Fürchterliches, edler Herr!“ Wingulf rang die fetten Hände, „o, daß sie mich in den Stock gelegt hätten, oder die Daumenstricke gegeben. .. wär' ja ein Labial gewesen gegen die Tücke, welche sie für mich ersonnen! Wißt ihr wohl, welch verdammlichen, gottelasterlichen Spruch die Dirnen auf den Rat der Hathsopis und Eihentruhe gefaßt? Nichts von Schlägen, nichts von Einsperren, aber einen Humpen Brunnwasser auf einen Zug austrinken! Das war die höllische Bosheit! — Ich, der beste Kellermeister Hessenlands, der das leichliche Wasser nicht kennt, der es im Stiefel nicht vertragen kann, viel weniger im Magen — ich hab' müssen aus dem Brunnen schlürfen!“



entschließt, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, als bei Krankheitsfällen eines seiner Familienglieder — die er doch „gratis“ bekommen hat. Und dennoch geschieht es auch in solchen Fällen gar nicht selten, daß Landleute bei ihrem Vieh, dessen Gesundheit ihnen oft mehr am Herzen liegt als ihre eigene, lieber bei Hexenweibern und Quacksalbern Hilfe suchen, als bei einem tüchtigen Tierarzt.

Es ist noch gar nicht lange her, daß in einem schlesischen Dorfe die Stallmagd eines wohlhabenden Bauern von dessen Söhnen und Knechten halbtot geprügelt worden, weil der im Nuße des Besitzes verschiedenlicher Zauberkünfte stehende Wajenmeister, der behufs Heilung mehrerer gleichzeitig erkrankter Kühe des Bauern herbeigerufen worden war, erklärt hatte, jene Stallmagd habe die Kühe „verhext“.

Und vor wenigen Jahren las ich in einer landwirtschaftlichen Zeitung die Mitteilung folgenden Falles: „Bei einem reichen Bauerngutsbesitzer in einem Dorfe der sächsischen Oberlausitz zeigte der ziemlich bedeutende Rindviehbestand einen erheblichen Rückgang im Nutzen; man ließ deshalb einen bekannten Hexenmeister holen, dieser bestätigte denn auch die Vermutung der Mägde, daß das Vieh verhext sei, und erklärte, der Zauberei sei nur zu lösen, wenn er in der nächsten Nacht Schlag 12 Uhr dem Vieh das Abendmahl reiche! Der Bauer selbst und zwei Mägde mußten aber der Ceremonie beiwohnen. Um Mitternacht begann die Erteilung, und die Kühe ließen sich auch alles ruhig gefallen. Als aber der Hexenmeister sich dem Bullen mit der Weinsflasche nahte, da wurde dieser wütend und drückte ihn mit solcher Gewalt an die Wand, daß er ihm die Rippen zerbrach. Tödtlich verletzt wurde der Hexenmeister auf einen Wagen gelegt und in sein Dorf gefahren, wo er als Leiche ankam. Wenige Tage darauf meldete eine offizielle Bekanntmachung, daß auf dem Bauerngute T. die Klauenzeuche ausgebrochen sei.“

Es würde die Leser ermüden, wollte ich die Aufzählung von Beispielen der leider so zahlreichen, durch verschiedenartigen Aberglauben verursachten Unglücksfälle und sonstigen bedauernswerten Ereignisse noch weiter fortführen. Nur auf die Sache selbst wollten wir die Aufmerksamkeit lenken und es jedem ans Herz legen, an der Ausrottung des noch so allgemein verbreiteten Uebels des Aberglaubens, soweit ein jeder es vermag, zu arbeiten. Nicht auf einmal, nicht mit einem Schläge kann es freilich beseitigt werden. Erwachsene Menschen, die von Kindheit an in Aberglauben und Vorurteilen erzogen wurden, vermindern es nicht oder doch sehr schwer, sich in späteren Jahren davon freizumachen. Aber die heranwachsende Jugend bietet das geeignete Feld, um den Samen der Aufklärung zu säen. Die Bildung ist die beste und einzig wirksame Waffe zur Bekämpfung aller thörichtesten Aberglaubens, und durch allmähliche Verbreitung der Bildung kann die heranwachsende Generation der Aufklärung schrittweise gewonnen werden. Alle gebildeten und aufgeklärt denkenden Menschen sollten es daher als ihre Aufgabe betrachten, bei Äußerungen des Aberglaubens sich nicht damit zu begnügen, mit einem vornehm mitleidigen Lächeln daran vorüberzugehen, sondern nach besten Kräften an dessen Bekämpfung mitzuarbeiten. Vornehmlich aber wird es die Pflicht der Schule sein, schon den Kindern rechtzeitig Belehrung auf den einschlägigen Gebieten zu geben. Nur so wird es gelingen, dieses alte Erbübel gründlich zu beseitigen.

Schallendes Gelächter tönte von der getäfelten Decke des Zimmers wieder, der Freiherr Guntram von Schend lachte, daß ihm der Bart wackelte, lachte, daß ihm Thränen in die Augen traten, und da er sich knapp verpuffet hatte, da ward die Thüre aufgethan, und der Schloßvogt stand auf der Schwelle, neigte sich ehrfurchtsvoll und trat näher. „Selbes Brieflein ist jeben vom Büdenmeister aus Elffershausen eigenhändig abgeliefert worden, läßt sich einem hochedlen Herrn zu Gnaden empfehlen.“

Der alte Freiherr horchte hoch auf, nahm hastig das zierlich gefaltete Schreiben und erbrach sein Siegel. „Was der tausend, eine Kunde von dem Ehrwald!“ murmelte er mit fast verschmitzem Lächeln, „hat just das Ansehen eines Patenbriefleins!“ Und er neigte sich näher, schaute starr auf die verschürfelten Zeilen hernieder, wischte sich die Augen und brach urplötzlich in einen gewaltigen Husten aus. „Weiß der Teufel, wie es mir heute mal wieder vor den Augen sicker!“ knurrte er, „da hier, Wingulf, lies mir die Sache mal vor!“

Der Kellermeister zog den Kopf noch tiefer in die Halskrause hinab, nahm das Schreiben und hielt es verkehrt vor die Augen, dann machte er ein sehr wichtiges Gesicht und blickte fromm nach oben. „Vieldecker Herr, führet mich nicht in Versuchung! Habe dereinst in meinen Jugendjahren ein schweres Gelübde gethan: niemals im Leben mehr einen Buchstaben zu lesen oder zu schreiben, obwohl es mir sauber von der Hand geht, gleich einem Magister!“

„Du du frommer Mann!“ sagte Guntram-Kraft in einem Ton, welcher gar vielerlei Deutung zuließ, wandte sich alsdann abermals dem Schloßvogt zu und gab vielgütige Befehle, den Boten des Freiherrn von Ehrwaldt wohl zu verpflegen, auch solle man ihm sofort den Kaplan schicken, wenn selber aus dem Dorf zurückkehre!

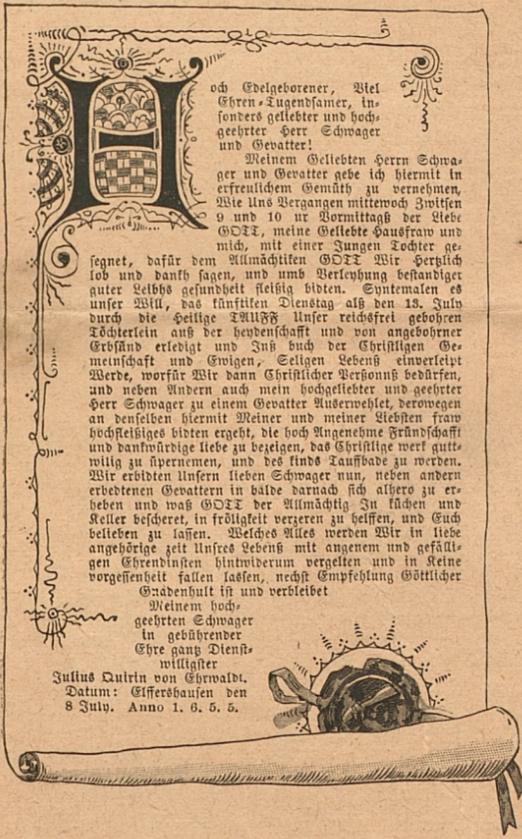
Als der Vogt gegangen war, lachte Wingulf leise vor sich hin und sagte mit verschlagener Miene: „Wenn's ein Patenbrieflein ist, Herr Guntram-Kraft von Schend, und ihr wollet euch dessen erwehren, so weiß ich ein firtrefflich Mittel! Da kommen gar oft die Reifigen und Trostkrächte und bitten mich zu Gevatter, wo es allemal heißt, eine Silberkrone in die Hand nehmen, da mach' ich dann ein sehr erbärmliches Mienenpiel und sage: „Du du junger Vater, daß du also dein Unheil beschwören willst! Wehe mir, daß ich ein Unglücksvogel bin, den das Schicksal straft, wisse wohl, all' meine Patenkinder gehen mit Tode ab!“ Worauf der Mann sich voll Entsetzen bekrüzt und von dannen eilt!“

Der Freiherr riß die Augen voll Entrüstung weit auf. „Selbes ist gotteslästerliche Rede, Wingulf!“

Der Kellermeister lachte gar verschmitzt. „Gia, inwiefern, Gestranger? Leben denn eure Pätlein ewig? — Ist keine Lüge mit dem Sterben, aber wann! Ja, da liegt der Haß im Pfeffer!“

„Du du Schalksnarr!“

Als der Kaplan zurückkam, nahm er mit wichtigem Gesichte das Schreiben zur Hand, und las dem Freiherrn folgendes daraus vor:



Nachdenklich schaute der Freiherr auf das steife Muster der Tafeltuchante hernieder. „Am 8. Julii! Ei, ei,“ murmelte er vor sich hin, „entsinnet ihr euch wohl, Hochwürdiger, daß an selbem Datum, heute vor sieben Jahren, am Vortage meines Geburtstags, mein Sohn Eberhard mich zum Gevatter bei seinem ältesten Söhnlein Hallfried-Benediktus erbeten? Wunderlich, höchst wunderbar!“ Und der alte Edelmann lachte plötzlich über das ganze Gesicht und rief in bester Laune: „Setzet euch nieder, Kaplan, und schreibet meine Antwort an den vielliebten Vetter Dürin! Will von Herzen gern des kleinen Jungfräuleins Taufpate werden und nicht auch auf den Weg begeben, das Nachfest zu feiern! Aber eines solle ernstlich erbeten sein: das junge Töchterlein zu Elffershausen soll zweien Namen führen, so ich verleihe, und selbe Namen sollen heißen „Hallfriede-Benedikta!“ Wohl verstanden, Kaplan?“ — Der Freiherr von Schend nickte ihm schalkhaft zu: „Hab meine eigenen Gedanken dabei!“

Sechs Jahre sind ins Land gegangen. Ueber dem Schloß Schweinsberg strahlte die Sonne; Rosen blühten an Heden und Strauch, Vögel jubelten in der blauen Luft, und von Türmen und Söllern wehten die Fahnen, rankten festliche Gewinde hernieder. Aller Ecken und Enden jubilierte es, Musik und Sang

schallten aus den geöffneten Fenstern und ledderer Bratenduft zog gar einladend durch die Küchenthür. Nimmer hatte der Wingulf so viel Rannen geschleppt, nimmer zuvor ein solch stark gerötetes Angesicht gehabt! Und dazu zogen stets neue Gäste herzu, um des alten Freiherrn sechzigsten Geburtstag zu feiern! Die Baumbachs, Lutters, Hagedts, Botsmann und Rabenaus, von nah und fern, wo irgend ein verwandtschaft- oder freundschaftliches Band die Wappenschilder oder Herzen verknüpfte!

Im Borgemach flüsterte es gar eifrig und heimlich. Da standen zwei Kinder in der Fensternische und steckten wichtig die Köpfe zusammen. Ein Knabe im schwarzen Sammetwams, weißer Krause und Rosettenstiefeln, mit blondem Haar und großen, lebhaft klugen Blauaugen, der hielt eine Rolle Pergamentpapier in der Hand, welche er gleich einem Taktierstock in rhythmisch kurzen Bewegungen vor dem Stumpfnäschen seiner kleinen Gefährtin schwang.

„Noch einmal von vorn, Hallfriede! Hast zweimal die Verslein verstellt und keine Pause zwischen den Reichen gemacht! Bedenke gar wohl, daß die Schande auf mich, den Dichter, kommt, wenn du die Rede nicht bemeistern kannst! Also laß dich bitten, Mägdlein, wiederhol's!“

Die kleine Hallfriede schob die Unterlippe vor und steckte den Finger in den Mund. „Mag's aber nit, Hallfried!“ entgegnete sie schluckend, „hab' gar grimme Angst davor!“

Der kleine Schend legte zärtlich den Arm um das Trostköpflein. „Weißt, was ich dir versprochen habe, lieb Kleinschen, ein Eijentuchlein von meinem Teil und das weiße Karnickel, dran du im Stalle so viel Kurzweil hattest! — Vor wem bangst dir wohl? Ist's doch der liebe Großpapa, dem du dein Sprüchlein sagst! Also: Wer treu und standhaft ist...“

Hallfriede-Benedikta hielt die Aermchen rund vor sich ab, starrte angstvoll auf die Pergamentrolle und begann im Schweisse ihres Angesichts das Sprüchlein abermals herzubeten.

Ohne Anstoß ging es, und da soeben eine schlanke Frauengestalt in festlichem Brokatgewand im Thürhahmen erschien, sagte Hallfried seine Gefährtin bei der Hand und rief mit glückstrahlendem Gesicht: „Anigt kann's beginnen, Frau Tante, euer Töchterlein hat gar brav studieret!“

In dem großen, geschmigten Sessel saß der Freiherr im Kreise seiner Kinder und Gäste und harrete voll stolzer Spannung des Wunderwertes, welches sein Entelsohn für ihn bereitet. Hallfried-Benediktus war ein gottbegnadet Kind, ein gar selten kluges Bürschlein, von dessen Dichtergabe in ganz Hessenland unter der Ritterchaft ein Reden und Verwundern ging! Schreiben und lesen konnte er in jungen Jahren bereits, wie die gelahrten Herren in Marburg, und seine Verslein waren voll Verstand und herzlichen Gemüts.

Wingulf stand hinter dem Sessel seines Herrn und faltete behaglich schmunzelnd die Hände über dem Magen, dieweil die kleine Hallfriede-Benedikta auf ein Fußbänklein gehoben wurde, und mit zitternder Stimme ihr Gedicht begann.

Tiefe Stille herrschte. Die Edeldamen waren dicht herzugedrängt, Frau Issegard von Liederbach und die Edle von der Malsburg standen Arm in Arm, dieweil die junge Schenkfin ihren Sohn Hallfried am Arm hielt, damit der Hühkopfs in seiner Aufregung nicht dazwischen treten solle!

Die Gräfin Weistein stand lauschend an der Seite ihres Gatten, Junfer Wolpert steckte den Kopf so weit als möglich vor, und im Hintergrund traten hastig die Gäste ein, um des Vortrags noch teilhaftig zu werden.

Hallfriede-Benedikta aber sprach:

„Wer treu und standhaft ist und schwinget sich empor,
Den liebet, lobet man und ziehet ihn hervor,
Und wer herzhaffst, gedulbig ist in Creutz und leid,
Besiegt und überwint' die Widerwertigkeit,
Ihr seid ein edler Leu, des Mund kühn Feuer speit,
Ein kluger Held im Feld, zum Streite stets bereit!
Der Freiherr Guntram, der treue Held
Heut wart gehobren für diße Welt.“

Mit einem lauten Erleichterungsseufzer hatte die kleine geendet, wandte hastig das Köpfchen und rief im hohen Jubel glücklichen „Erlöfsteins“ noch mit dem nämlichen Atem: „Und nun das Eijentuchlein und 's Karnickel!“



„Großpapas Geburtstag“: Die kleine Hallfriede-Benedikta sagt ihren Geburtstagspruch.

Lauter Jubel erhob sich; der alte Guntram-Kraft aber schloß das Rätchen mit rührungseuchten Augen in die Arme, faßte das rostige Gesichtchen in beide Hände und gab auf jede Wange einen herzhaften Kuß. Nun aber trat der Dichter selber vor seinen Gesellen, warf das Haupt kühn zurück, und hub mit heller Kinderstimme ein wundervoll heldengedicht zum Lobe des Landgrafen Heinrich von Brabant an, welches laut der alten Chronik folgenderweise begann:

„Herzog Heinrich von Brabant du Steux
Forbert gen Marburg zum Regiment
Damit er uns maggräftlich verwalt
Thüringen und Hessen spalt.“

Dreißig solcher Strophen! Das war eine Leistung, die man denn doch nicht erwartet hatte!

Dem Großpapa standen vor Stolz und Freude die hellen Thränen in den Augen, und die Zuhörer gaben ihren Beifall mit lauter Stimme kund, die junge Schenkfin aber schien noch eines Hauptes höher zu wachsen, denn all die anderen Edeldamen, fürnehmlich, da das Wunderkind zum Schluß die Papierrolle überreichte, darin der ganze Gesang fein säuberlich notieret war.

Als nun die beiden Kinder vor dem alten Freiherrn standen, Hand in Hand, mit glühenden Wangen, da ging abermals das schalkhafte Zucken über sein Gesicht, wie vor sechs Jahren, da er des Ehrwalds Töchterlein „Hallfriede-Benedikta“ taufte.

Langsam zog er einen gülden Reif von dem Finger, auf dessen Mitte ein Herz gravieret war. Er drehte ein wenig daran, und siehe da, der Ring teilte sich, und es gab ihrer zweie. „Liebe Kindlein,“ sprach der Alte, und schaute dabei schmunzelnd nach den Eltern herüber, „es hat eine wunderliche Verwandtnis mit euch beiden! Erstlich sehen sich eure Namen ähnlich, wie ein Ei dem andern, was mich an ein alt Wörtlein von „Gleich und Gleich, so sich gern gesellt“ gemahnt, und zweitens ist's ein gar herzerfreulich Ding, wenn eines Dichters Seele ein rosenrot Lippenspaar findet, die Verse und Stücklein fein zierlich aufzusagen. — So mein' ich denn, könntet ihr auch noch ein drittes gemein haben, diesen Fingerreif mit dem Herzen, von welchem eine Hälfte zur andern gehört. Kleines Jungfräulein Hallfriede, lasse dir von deiner Mutter selber Schmutz an güldner Kette um dem Hals hängen, bis dein Fingerlein in des Ringes Größe hineingewachsen ist, und desgleichen du, mein Entelsohn Hallfried. Ueber zehn Jahre aber, falls es dem lieben Herrgott gefällt, mich so lange noch mit Fleisch und Blut gnädiglich auszurüsten, tretet abermalen vor meinen Sessel und weiset die Reifen vor, wollen dann sehen, ob sich die beiden Herzstücklein gefügig aneinander schmiegen! Das walt Gott, ihr lieben Kindlein.“

(Schluß folgt.)

Das Fleisch in der Küche.

Nachdruck verboten.

I.
 Schon vor den historischen Zeiten hat der Mensch angefangen, seine Speisen und insonderheit das Fleisch durch Einwirkung der Hitze tauglicher zur Nahrung zu machen. Die ursprüngliche Art der Zubereitung des Fleisches war das noch heutzutage gebräuchliche „Braten am Spieß“, indem das Beutetier ohne weiteres mit dem Jagdspieß über das nach der Jagd angemachte Feuer gehalten wurde. Erst allmählich kamen andere Methoden auf, das Kochen, Dämpfen, Schmoren und Braten, sowie das Räuchern und Pökeln. Die Hausfrau, die diese Zubereitungsweisen anwendet, wird sie um so vollkommener ausführen, wenn sie sich dabei zugleich über das Wesen der dabei im Fleisch stattfindenden Vorgänge Rechenschaft gibt.

Diejenige Wirkung der Hitze, auf die es uns bei allen diesen Methoden zunächst oder ausschließlich ankommt, ist die aufweichende, den Zusammenhang der Teilchen lockende. Diese Lockerung befördert an sich und weiter mittelbar durch das erleichterte und deshalb gründlicher betriebene Kaugeschäft die Einwirkung der Verdauungssäfte auf die Löslichmachung der Fleischfaser; dazu aber kommen, je nach der Behandlungsweise, verschiedene Zersetzungsvorgänge, welche den Geschmack des Fleisches abändern und dadurch eine dem Appetit förderliche Mannigfaltigkeit in den Genuß dieses wichtigsten aller Nahrungsmittel bringen. Aber die Hitze wirkt auch austrocknend. Das Fleisch enthält in frischem Zustande 75—80 Prozent Wasser, und wenn dieses mehr oder weniger entfernt ist, begreift man leicht, daß die Verdauungssäfte nicht so gut die Fleischmasse durchdringen, ganz abgesehen davon, daß die Zerkleinerung durch Ransen erschwert wird und die Speicheldrüsen zur Durchfeuchtung der Masse zu sehr in Anspruch genommen werden. Man sieht, daß eine richtige Leitung der Hitzewirkung ein Haupterfordernis ist, um gerade die vorteilhaften Umänderungen des Fleisches zu erzielen und die ungünstigen zu vermeiden.

Das Fleisch enthält, wie alle organischen Stoffe, neben dem an sich unflüchtigen Kohlenstoff, die luftförmigen, also flüchtigen Elemente Sauerstoff und Wasserstoff und außerdem als Vorzug der eiweißartigen Stoffe, zu denen es gehört, Stickstoff und etwas Schwefel. Da die Hitze bei allen Stoffen den luftförmigen Zustand begünstigt, so führt sie bei stärkerer Einwirkung dahin, daß mehr und mehr von den flüchtigen Stoffen entweichen, wobei diese aber untereinander in mannigfacher Verbindung bleiben können, zumal der Sauerstoff und Wasserstoff als Wasser. Auch reihen sie einen Teil des Kohlenstoffs mit, der mit dem Sauerstoff und dem Wasserstoff flüchtige, dem Geruch sehr bemerkliche Verbindungen eingehen kann. Immerhin bleibt verhältnismäßig mehr Kohlenstoff zurück, zu-

nächst noch in Verbindung mit den anderen Bestandteilen, schließlich fast allein; die letzte Wirkung der Hitze ist also eine Vertkohlung. Daher die Bräunung und schließlich Schwärzung des Fleisches bei andauernder oder verstärkter Einwirkung der Hitze. — Die bräunlichen Stoffe mit vermehrtem Kohlenstoffgehalt, die bei der beginnenden Vertkohlung einer organischen Substanz auftreten, bezeichnet man als „brenzlich“. Da die organische Substanz durch diese Umwandlung schon zerstört ist, können die brenzlichen Stoffe nicht nährend wirken, sie wirken aber unter Umständen reizend auf die Verdauungsorgane und können somit bei geringer Menge dem Gewürz gleich gesetzt werden, fallen aber wie diese schwachen Magen beschwerlich.

Man vermeidet das Austrocknen wie das Brenzlichwerden fast gänzlich, wenn man das Fleisch durch Vermittelung des Wassers der Hitze aussetzt, also beim Kochen. Jede Hausfrau weiß, daß das Wasser, solange es flüssig bleibt, nicht über 100° C. erhitzt werden kann. Und doch würde sie irren, wenn sie sich bei dem Saße in dieser Allgemeinheit beruhigte. Der Luftdruck hat eine wesentliche Einwirkung auf den Siedepunkt des Wassers, sodaß auf hohen Bergen wegen des verminderten Luftdruckes und damit Herabsetzung des Siedepunktes das Fleisch auf die gewöhnliche Weise nicht mehr gar gekocht werden kann. Schon stärkere Schwankungen des Barometerstandes an demselben Orte können auf den Verlauf des Kochprozesses merklichen Einfluß haben. Man hat von dem zugrunde liegenden physikalischen Gesetze Gebrauch gemacht, indem man die Bouillon-Kochtöpfe konstruierte, in denen die entweichenden Dämpfe durch ein den Topf verschließendes Gewicht zurückgehalten werden, bis ihre Spannung den Druck dieses Gewichtes überwindet. Unter diesem vermehrten Druck kann der Siedepunkt auf 110, ja 120° gebracht werden.

Beim Kochverfahren wirkt das Wasser, unter der Voraussetzung, daß das Fleisch kalt angelegt ist, in verstärktem Maße lösend, zunächst auf die für die Ernährung so wichtigen Fleischsalze, unter denen das phosphorsaure Kalium besonders hervorzuheben ist, und zwar umso mehr, je weniger salzhaltig es selber ist. Soll also Suppe von dem Fleisch gekocht und dieses nicht weiter verwertet werden, so ist es zweckmäßig, nicht gleich im Anfang zu salzen. Zugleich löst sich die durch den Lebensprozeß entstandenen Zerkleinerungsstoffe des Fleisches, die Fleischbasen und die aromatischen Extraktstoffe, die den Wohlgeschmack und die anregende Wirkung der Fleischbrühe bedingen. Da die aromatischen Extraktstoffe flüchtig sind, ergibt sich die Bedeutung der Kochregel, den Bouillontopf nicht unnütz offen stehen zu lassen. Bei kalt angelegtem Kochfleisch löst sich, solange die Temperatur nicht über 60° C. gestiegen, auch der in geringerer Menge vorhandene, als Albumin bezeichnete Eiweißbestandteil des Fleisches, der bei größerer Hitze gerinnt. Da die so entstehenden Albuminpflocken die Fleischbrühe unan-

nehmlich machen, werden sie durch „Abschäumen“ entfernt und kommen also für die Ernährung nicht in Betracht, obwohl dieser Stoff wie der verwandte Eiweißstoff des Hühnereißes dazu tauglich wäre. Die Hauptmasse der Eiweißstoffe bleibt aber im Fleische zurück, sodaß die Fleischbrühe also von organischen Baustoffen nichts unserm Körper zuführt. Der bei anhaltendem Kochen aus den Bindegewebsanteilen und Sehnen und bei überhitztem Wasser selbst aus dem Knochen ausgeföste Leim hat für die Ernährung, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Bedeutung. Alles in allem erhält man in der Fleischbrühe nur etwa 3 Prozent der Fleischmasse in Lösung, umso mehr, je mehr das Fleisch zerkleinert war. — Die Bestandteile der Fleischbrühe außer den aromatischen Stoffen finden wir auch im Fleischextrakt vor; je weniger Leim dies enthält, desto mehr überwiegen in ihm die Fleischbasen und Salze, desto wertvoller ist es also.

Das nach dem Kochen zurückbleibende kalt aufgesetzte Fleisch enthält noch das gesamte Eiweiß der Muskelfaser, also den hauptsächlichsten Nährbestandteil, aber es ist durch ungleichmäßigen Verlust von Wasser faseriger und daher den Verdauungssäften weniger zugänglich geworden, vor allen Dingen aber hat es durch Abgabe der Fleischsalze und Fleischbasen keine genügende reizende Wirkung mehr auf die Ausschcheidung der Verdauungssäfte und aus demselben Grunde auch seinen Wohlgeschmack verloren. Durch Anwendung von Gewürzen zum Fleisch läßt sich dieser Mangel nur unvollkommen ersetzen, am besten und naturgemähesten noch mittels des Fleischextraktes.

Wird dagegen das Fleisch mit kochendem Wasser aufgesetzt, so gerinnt sofort das Albumineiß in den äußeren Schichten des Fleisches und verhindert den Austritt des übrigen, mit dem Eindringen der Hitze auch gerinnenden löslichen Eiweißes. Zugleich werden aber auch die Salze und die Fleischbasen fast ganz zurückgehalten, und durch Herabminderung des Wasserverlustes auf höchstens 10 Prozent bleibt das Fleisch saftiger. Man erhält auf diese Weise ein nahrhaftes wohlschmeckendes Fleisch, dagegen eine wertlose Brühe. — Um die Vorzüge beider Methoden einigermassen zu vereinigen, verfähre man nach dem Grundsätze, aus dem Kochfleisch ein möglichst kompaktes Hauptstück herauszuschneiden, das erst beim Kochen eingelegt wird, alle abgegrenzten lappigen Teile und die sonst etwa vorhandenen kleinen Fleischstückchen aber noch weiter zu zerkleinern und kalt anzusetzen. Was bei diesem Verfahren der Brühe noch an Kraft mangelt, wird durch Zusatz von Fleischextrakt ergänzt. Bei jeder Anwendung von Fleischextrakt zur Herstellung von Suppen oder Brühen halte man sich aber gegenwärtig, daß gutes Fleischextrakt noch nicht mit Kochsalz versetzt ist und kein Fett enthält, beides also in geeigneter Form und Menge zugesetzt werden muß.

Dr. H. G. H.

Kunsthandarbeiten.

Nachdruck verboten.

Thonknet-Arbeiten.

Eine sehr amüsante und zugleich dankbare Beschäftigung für junge Damen ist das jetzt so moderne „Modellieren in Thon“. Es handelt sich hier nicht um künstlerische Nachbildungen von Skulpturen, sondern lediglich um die für jeden Laien leicht faßliche Anfertigung hübscher Dekorationsgegenstände, die selbst ungeübten Händen leicht möglich ist. Um gleich mit der Herstellung der hier abgebildeten Gegenstände zu beginnen, lerne man zuerst die für die Grundformen nötigen Platten schneiden.

Als Arbeitsplatte dient ein einfaches, gerades Brett, das mit einem Bogen Papier bedeckt mit Chamottepulver bestreut wird, um das Anhaften des Thones zu vermeiden. Alsdann nimmt man einen entsprechenden Klumpen Modellierthon und wälzt ihn vermittelst eines Rollholzes zu einer breiten Fläche auseinander. Eine gleichmäßige Stärke erzielt man am besten durch wagerechtes Anlegen von zwei gleichstarken Hölzern; über diese und die Thonfläche läßt man einen mit Griffen versehenen Draht gleichsam als Messer gleiten. Nachdem dann der obere lose Abfall entfernt ist, wird die Fläche mit einer biegsamen Ziehflinge geglättet und zurechtgeschritten. Man probiere aber ab und zu, ob sich die Thonplatte mit Leichtigkeit hin- und herschieben läßt; ist das nicht der Fall, so würde die Platte auseinanderreißen, also streue man in diesem Fall etwa so viel Pulver unter, daß es eine Kruste bildet. Um eine recht genaue Form zu erhalten, ist es ratsam, sich das Muster aus Papier zu schneiden, z. B. Palette (Fig. 1), eisernes Kreuz (Fig. 2), Halbmond, Hufeisen, Kleeblatt und dergl. und diese mit ovalen, runden oder viereckigen Bilders-

ausschnitten zu versehen. Genau nach diesem Muster schneidet man nun die Thonplatte aus, garniert die noch frische Platte gleich mit den schönsten Blütenzweigen, wie hier mit Heckenrosen und Winden. Für erstere wird ein fein durchknetetes Thonklumpchen von der Größe einer Nuß platt gedrückt. Die entstandene Kreisform, die in der Mitte stärker sein muß als an den Rändern, enthält fünf Einschnitte, wovon die Ecken weich abgerundet werden. Man legt den Körper nun in die linke Hand, modelliert die Ränder jedes Blumenblättchens mit der Rechten aufs feinste aus, fertigt in jedes Blütenblatt strahlenförmige Adern ein und giebt der ganzen Blume durch einen Druck mit dem Daumen die nötige Becherform. Jedes Blütenblatt kann eigenartig gestaltet sein: eines nach außen, ein anderes nach innen gebogen, jedes muß immer der Lage der Blüte angepaßt werden. Die Knospen formt man aus einem länglich runden Källchen, von dem man ein Drittel als Kelchträger abberbt; die Deckblättchen werden mit einer spitzen, kleinen Schere eingeschnitten und jedes dann etwas ausgearbeitet, sodaß der Blumenkörper zwischen ihnen durchschimmert. Die



2. Kreuz aus Baumstamm.

grünen Blätter, die in der Mitte eine Hauptader und, von dieser ausgehend, mehrere Seitenadern haben, sind leicht zu formen. Mit der feinsten Seite des Modellierholzes fertigt man Zäckchen ein. Sie können in möglichst vielen Größen und recht verschieden gearbeitet werden. Die kleinen Formen entstehen durch Wirbeln einer kleinen Thonrolle, deren äußerste Spitze abgenommen und angelegt werden. Sehr leicht sind die Staubfäden herzustellen, indem man etwas Thon durch ein Drahtsiebchen drückt und dieses Bündel Thonfäden dann mit dem Modellierstab abnimmt und in die Blüte setzt. Die Winde wird in ähnlicher Weise gearbeitet; zur Blüte macht man sich die Form einer Röhre, die man an der breiten Seite erweitert, bis die nötige Form herauskommt, die gleich fünfstrahlig eingekerbt wird. In der Gruppierung der Blätter richte man sich genau nach der Natur, ob sie paarweise sich gegenüberstehen, oder ob, aus deren bestehend, zwei kleinere ein größeres einfassen. Ein Zweig muß aus dem anderen



1. Palette (Kalenderrahmen).

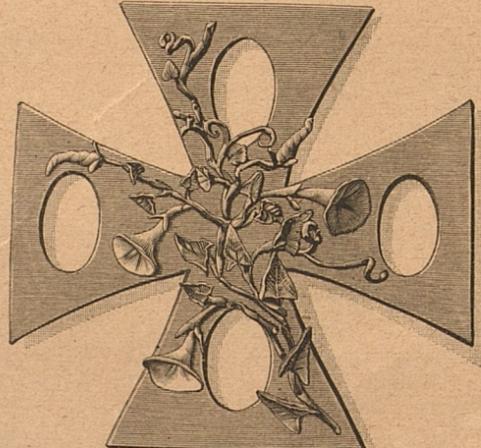
erstehen; je freier und leichter diese Zweige gearbeitet werden, desto grazioser wirken sie. Besonders reizend sieht jenes Kreuz aus Baumstamm (Fig. 2) gefertigt aus; es ist ein beliebtes Konfirmationsgeschenk, und wir lassen deshalb hier die einfache Herstellung folgen. Mit Lineal und Bleistift zeichnet man sich ein Kreuz auf der Arbeitsplatte oder einem Bogen Papier auf und legt genau nach der Zeichnung zwei Thonrollen, welche die Balken des Kreuzes bilden sollen, verarbeitet diese namentlich in den Winkeln tüchtig, sodaß die Arme ineinander greifen und fest zusammenhaften. Alsdann imitiert man die Baumstammrinde durch nicht zu tiefe Ein-

schnitte kreuz und quer, möglichst durcheinander, wendet das Kreuz hierauf und bearbeitet auch diese Seite auf dieselbe Weise. Man vergesse hier nicht, hohle Auswüchse zu modellieren oder kleine, wie abgeschnitten erscheinende Nistchen anzusetzen. Von der Mitte aus messe man das Kreuz nun nach, kürze die zu langen Arme schräg ab und modelliere in den oberen Arm zum Durchziehen einer Bandschleife ein fingerfestes Loch. Die Darstellung zeigt das Kreuz mit einem Schmuck von Baumblüten; diese werden genau wie die Heckenrosen gearbeitet. Charakteristisch ist hierbei nur, daß sie zu vier und fünf Blüten gleich kleinen Bouquets am Stamme sitzen, ebenso die Knospen.

Was jedoch diese Arbeiten wesentlich erleichtert und selbst Kindern zugänglich macht, sind eben in den Handel gekommene Formen in negativen Modellplatten, aus denen die ausgedrückten Blätter vollständig natürlich, mit allen Adern versehen herauskommen. Es giebt Tafeln mit den denkbarsten Mustern: Georginen, großen und kleinen Aematisblüten, auch Weinlaub, Rosen u. s. w., und zwar ist das Laub dieser Blüten in den verschiedensten Größen vorhanden.

Für diese „Modellier- und Thonknetarbeiten“ giebt es eigens eingerichtete Arbeitskästen, die neben der erwähnten Platte alle Handwerkszeuge, Modellierstoffe, Majolikafarbe, Majolika-Aquarellfarben und eine ganz neue, weiße Modelliermasse „Florista“ enthalten. Letztere ist besser als alle bisher zur Verwendung gekommenen Stoffe, und besonders denjenigen zu empfehlen, die es vorziehen, einem bereits fertigen Gegenstande einen künstlerischen Schmuck zu geben. Sie ist in kleinen, dünnen Platten dem Kasten beigegeben, läßt sich leicht in der warmen Hand verarbeiten und wird gleich auf den betreffenden Gegenstand aufgetragen. Beim Ausformen der Blätter ist es nur notwendig, die Form mit kaltem Wasser zu befeuchten. Ein Teil der Masse wird flüssig gemacht, um die aufliegenden Teile damit zu betropfen; sobald sie wieder erhärtet, klebt die Masse fest.

Diese Kästen sind in allen großen Kunstmagazinen zu haben, z. B. in Berlin bei Ketz u. Meiners, Leipzigerstr. 10; A. Heß, Mohrenstr. 56, Spielhagen u. Co., Leipzigerstr. 19 u. a. — Die Thonarbeiten können in Stadt und Land gebrannt werden, überall, wo ein Brennofen zur Hand ist, und wäre es auch nur ein Ziegelofen. In Berlin übernimmt es u. a. die Majolika-Fabrik Dest u. E. Schöffel (Lindenstr. 10) alle Wochen einmal zu brennen; auf Wunsch läßt sie die Sachen auch abholen.



3. „Eisernes Kreuz“ (Bilderrahmen).

Nach dem Brande werden die Sachen mit den Majolika-Aquarellfarben gemalt, und man richte sich in der Schattierung auch hier nach der Natur. Nicht helles, frisches, saftiges Grün für die Blätter wirkt immer am besten. Will man die Fläche des Gegenstandes nicht bronzen, so wirkt es besonders hübsch, wenn man sie glazieren läßt

und nur Blüten und Zweige ausmalt. Für die Rückseite jedes Rahmens fertigt man zur Aufnahme von Bild und Glas kleine Kästchen aus Cigarrentenholz an und verzieht sie mit Dese oder Stab zum Aufstellen. Ein vorzüglicher Kitt zum Befestigen dieser Kästchen ist ungebrannter, trockener, geriebener Thon, mit Wasserglas zu einem dicken Brei vermischt, mit dem man beide Teile bestreicht. Sobald er trocken, klebt der Kasten fest; man beizt die ganze Rückseite am besten dunkel. E. H.

Ball- und Dinner-toiletten.

(Hierzu die Abbildung S. 79.)

Wenn auch der Karneval offiziell sich verabschiedet hat, so wird doch noch immer fortgetanzt, diniert und soupiert. Das aufgestellte Programm muß erledigt werden, auch wenn der, dem zu Ehren alles unternommen wurde, nicht mehr gegenwärtig ist. Die Zeit war dem diesjährigen Karneval wirklich nur sehr farg zugemessen und so schnell kann das fröhlich und rasch pulsierende Blut nicht wieder zur Ruhe kommen. Wir sehen denn auch in den Ateliers unserer Modisten neben den hübschen Frühlingkleidern für die elegante Welt fort und fort neue Gesellschaftskleider, die ihren Zweck, schöne Frauen zu schmücken, noch im schimmernden Vogenlicht diesjähriger Gesellschaften erfüllen sollen. Gerade in den letzten, schwächer werdenden Wellen der Saison müssen die Kleider besonders hübsch sein; das Auge hat so viel Schönes gesehen und der Geschmack ist besonders kritisch geworden.

Die eleganten Toiletten, die wir auf Seite 79 zur Anschauung bringen, zeigen ein paar sehr reizvolle Kostüme, von denen das eine Fig. 1 eine Balltoilette aus weißem Atlas und goldfarbenem Sammet ist, dessen Sammettaile hinten und vorn schnebenartig gearbeitet und mit bauschigen Sammetärmeln ausgestattet ist. Ein kleiner Schoß aus geträufelten Spitzen umgibt die Taille, Spitzen bedecken den vorderen Teil derselben und schließen unter gekreuzten Sammetteilen ab. Eine Torsade begrenzt den Ausschnitt des Kleides und den unteren Rand des Devant, das durch seitwärts eingesezte Sammetteile am Rock gebildet wird. Volle Rosetten aus Seidenstoff schmücken in erstichtlicher Weise die Taille.

Fig. 2 zeigt uns eine sehr geschmackvolle Dinner-toilette aus brochiertem Seidenstoff und changeant Sammet. Ueber das Unterkleid aus blauem, auf grüngoldenem Grunde gewebtem Sammet fällt der seitwärts geraffte zweite Rock aus blauer Seide mit großer eleganter Musterung in grüngoldenen Farben. Die glatte, hinten und vorn mit Schnebe gearbeitete Taille mit den bauschigen Vornkeln ist aus Sammet gebildet und hat einen großen, hinten eckig geschnittenen, auf den Schultern faltigen Kragen, der auf der Bordertaille Revers bildet. Kostbare gelbliche Spitzen, welche diese und das Mastron der Taille überreifen, lassen das Kleid trotz des dazu verwendeten reichen Materials sehr anmutig und jungen Damen angemessen erscheinen.

Bezugquelle der Modelle: Paris, Mme. Gradoz, 52 rue de Provence.

Allerlei fürs Gaus.

Schildpatt und Perlmutter. Wenngleich Schildpatt und Perlmutter den Edelsteinen und dem Golde an Wert um vieles nachstehen, so hat man sie doch schon in den ältesten Zeiten sowohl zur Verzierung von Gegenständen, als auch zur Herstellung selbständiger Nipp-sachen benutzt. Sie haben zu dieser Verwendung ein durch schöne Zeichnung und lebhaftes Farbenspiel, die besonders nach dem Schleifen oder Polieren in ihrer vollen Pracht hervortreten. Bei der Beliebtheit beider Schmudmaterialien dürften einige nähere Angaben über dieselben nicht unwillkommen sein.

Das Schildpatt oder Schildkrot, dessen Gebrauch schon dem Altertum bekannt war, im Mittelalter vergessen worden zu sein scheint und erst einige Zeit nach der Entdeckung Amerikas wieder zu Ehren gekommen ist, besteht aus der Hornplatte des Rücken Schildkrötenarten. Sein Wert hängt von der Größe und Dicke der Platten, der Reinheit und Schönheit der Farbe und dem Reiz der durch die schwarzen Flecken auf gelbem Grunde erzeugten Zeichnung ab. Die beste Sorte kommt als chinesisches oder ostindisches Schildkrot aus dem ostindischen Archipel, namentlich werden von Singapore aus bedeutende Mengen dieses Schildkrots im engeren Sinne des Wortes auf den Markt gebracht. Eine zweite Sorte kommt von der Insel Réunion und den Seychellen; sie ist dick, ihr Schwarz spielt etwas ins Bläuliche. Die amerikanische Varietät ist außen muschelgrün, innen schwärzlich mit gelben Flecken von bräunlichem Schein. Der Haupthandel in Schildpatt geht nach Frankreich, das jährlich 40 bis 50 000 kg einführt.

Das Schildpatt ist in vielen Beziehungen dem Horn sehr ähnlich, dessen Bearbeitungsweisen ohne weiteres auf dasselbe übertragen sind, unterscheidet sich aber von ihm besonders durch seine hervorragende Politurfähigkeit, seine größere Durchsichtigkeit und dadurch, daß es nicht so leicht abblättert. Seine Hauptanwendung findet es zur Darstellung von Kämmen, Tabakdosen und in der letzten Zeit auch von Fächern. Die Abfälle der Fabrikation werden zur Herstellung von künstlichem, sogenanntem, geschmolzenem Schildpatt benutzt; man feuchtet sie zu diesem Zwecke an und setzt sie in einer eisernen Form unter Erhitzung einem starken Drucke aus. Dem künstlichen Schildpatt geht indessen die Durchsichtigkeit verloren. Auch billige Erzeugnisse kommen seit geraumer Zeit, nicht selten in betrügerischer Absicht, für Schildpatt in den Handel. Durch geeignete Färbeprozesse gelingt es, Horn und gewissen Celluloidsorten ein dem Schildpatt sehr ähnliches Aussehen zu geben. Sogar Leim hat man zu natürlich sehr geringwertigen Imitationen benutzt.

Die Perlmutter, welche ebenfalls schon seit der Römerzeit zu Schmudgegenständen verarbeitet worden ist, ist die innere Schale der echten Perlmuschel, sowie einiger anderer Muscheln und des Gehäuses mancher See Schnecken. Sie besteht aus mit tierischen Säuren überzogenen dünnen Schichten von kohlensaurem Kalk. Das eigentümliche Farbenspiel, welches die Perlmutter so schätzbar macht, wird dadurch hervorgerufen, daß die nicht parallel und nicht in der ganzen Ausdehnung der Oberfläche gelagerten Schichten eine eigentümliche Brechung des Lichtes veranlassen, welche die Physiker mit dem Namen Interferenz belegt haben. Von den verschiedenen Handelsorten der Perlmutter ist die ostindische die geachtetste und am teuersten bezahlte. Ihr sehr nahe kommt die schwarze Perlmutter, während die ägyptische (griechische) und besonders die amerikanische ihr weit nachstehen. Auch der sogenannte Pauenstein, das getrocknete sehnige Schloßband oder der Schließmuskel der echten Perlmuschel, sowie die Schalen des neuerständigsten Seeohrs werden vielfach zu Perlmutterarbeiten verwendet.

Zur Bearbeitung der Perlmuschelschalen wird aus ihnen zunächst mit einer Säge das rohe Arbeitsstück herausgeschnitten und die äußere

schwarze, häufig mit Moos bedeckte und von Würmern angegriffene Kruste mit einem scharfen Meißel abgepalten. Dann kommt die Drehbank oder der Schleifstein in Anwendung. Da man infolge der Krümmung der Muschel größere ebene Flächen nicht aus einem Stück herstellen kann, so werden hierzu mehrere kleinere Platten durch Hausenblase verbunden; die Trennungslinien verbirgt man häufig durch Verzierungen aus Bronze. Die Vollendungsarbeiten bestehen in einem Schleifen mit geschlämmtem Bimsstein und Polieren mit Tripel und Leinöl. Der Kenner unterscheidet mehrere Arten von Perlmutter, je nach ihrem Farbenspiel, indessen hat die Industrie hier die Natur überflügelt, da es aus künstliche Weise gelingt, der Perlmutter alle Farben des Regenbogens zu verleihen. Auch künstliche Perlmutter kommt im Handel vor; sie besteht im wesentlichen aus gefärbten oder ungefärbten Gelatinefolien, die mit Silberbronzepulver oder mit Fischschuppenmilch versetzt sind.

Da gute Schildkrot- und Perlmutterarbeiten ziemlich teuer sind, so wird unseren Leserinnen die Vorchrift zu einem Kitt nicht unwillkommen sein, mit dem man zerbrochene Stücke gut reparieren kann. Man löst 30 g Mastix, 90 g Schellack und 6 g venezianischen Terpentin in 350 g hundertprozentigem Weingeist auf und erhärtet auf diese Weise ein Klebmaterial, welches nicht nur für Schildkrot und Perlmutter, sondern auch für zerbrochene Porzellansachen anwendbar ist.

Zur Kaffeeverbereitung. Eine treffliche Tasse Kaffee wollen bekanntlich nur die Herren zu schätzen wissen, die den Frauen den Vorwurf machen — ob berechtigt oder nicht, bleibe dahingestellt — daß auch die beste Hausfrau, die eine Ehre daren setzt, nur das trefflichste Essen aufzutischen, ohne Bewußtsein eine schlechte Tasse Kaffee reicht!

Die Art und Weise des Kaffeetragens trägt an dieser Thatsache ebensoviel schuld wie die leidige Gewohnheit des Gebrauchs von allem möglichen Kaffeezusatz, den viele Hausfrauen nicht entbehren zu können glauben. Eine gute Kaffeeforte ist natürlich die erste Bedingung trefflichen Kaffees, aber auch eine gute Kaffeemaschine kann trotzdem ein schales Getränk geben, wird sie nicht nach allen Regeln der Kunst ausgelaugt.

Viele verschiedene Kaffeetrichter führen uns die Geschäfte vor, die alle „unübertrefflich praktisch“ sein sollen. Der Arabische Kaffeetrichter und Hopfs Sparkaffeetrichter sind beide in ihrer Art empfehlenswert, den gewöhnlichen Kaffeetrichtern auf jeden Fall vorzuziehen, aber doch nicht vergleichbar mit der neuesten, praktischen Kaffeemaschine.

Die früher beliebte Kaffeesturmaschine steht jetzt nicht mehr auf der Höhe der Zeit, und sie ist sich gute „Wiener Kaffeemaschine“ ist überholt worden durch die neue Univeralkaffeemaschine mit selbstthätiger Lampe, die bei leichtester, bequemster Handhabung eine vollständige Ausnutzung des Kaffees ermöglicht und bei der kein Aroma verloren geht. Diese Kaffeemaschine (Bezugquelle: E. Cohn, Hofl., Berlin W., Leipzigerstraße 88) ist zudem von sehr hübschem Aussehen; sie bildet eine Zierde jedes Kaffeetisches, an dem die Hausfrau jetzt selber ihren Kaffee eben so einfach bereitet wie sonst am Theetisch ihren Thee. Nach eingehenden Vergleichen mit gewöhnlicher Kaffeeverbereitung durch einen einfachen Trichter oder einen der oben genannten Patenttrichter wurde gegen die ersteren wenigstens ein Drittel, gegen die letzteren ein Fünftel Kaffeearoma ausgefunden. Dabei sei den jungen Hausfrauen ein kleines Geheimnis verraten, um dem Kaffee besondere Kraft und dem zu hellgebrannten Kaffee dunklere Farbe zu geben. Einige Körnchen Salz, die man dem Kaffeepulver zusetzt, verleihen dem Kaffee einen kräftigen Geschmack, während einige Tropfen Bouillonfarbe (Zuckerfarbe) ihm das dunkle Aussehen geben, das die Kaffeeseinnehmer für unerlässlich halten.

Die praktische Hausfrau hat wohl auch schon diesen oder jenen der bekanntesten Kaffeetrichter und -Essenzen probiert. Solcher Zufall kann zwar unmöglich „Erfolg“ für die Kaffeemaschine sein, wohl aber hat sich nach jahrelangen Versuchen ergeben, daß Webers Karlsbader Kaffeegewürz den Wohlgeschmack des Kaffees wirklich erhöht; von allen Kaffeeturrogaten kann dies deshalb als Zusatz am besten empfohlen werden, vorausgesetzt, daß es nicht im Uebermaß gebraucht wird. L. H.

Ratgeber für Frauenerwerb.

—h. Frage. In welchem Berliner Institut könnte ich wohl einfache und doppelte Buchführung erlernen? A. S. in Soltau.

Antwort. Unter den vielen Berliner Lehranstalten, die mit Stellerunterstützung verbunden sind, nennen wir Ihnen: die kaufmännische Vorbereitungs- und Fortbildungsschule für Mädchen vom Hilfsverein für weibliche Angestellte, C., Hofstr. 28, I. Der Kursus in der einfachen Buchführung dauert 3 Monate und kostet 5 Mark (doppelte Buchführung unter den nämlichen Bedingungen); das Heimathaus für Töchter höherer Stände, Gitschinerstr. 104/5 (Kursus 6 Monate, Honorar 60 Mark, vollständig kaufmännische Ausbildung auf der Handelsschule 75 Mark, 6 Monate); die Viktoria-Fortbildungsschule, Tempelhofer Ufer 2 (Kursus 6 Monate, Honorar 12 Mark) u. a. m.

—h. Frage. Auf welche Art bereitet man sich auf die Staatsprüfung für Handarbeitslehrerinnen vor. K. H. in Plauen.

Antwort. In jeder Provinzialhauptstadt finden Sie Unterrichtsanstalten, die mit einem Handarbeitslehrerinnen-Seminar verbunden sind, z. B. in Dresden das Seminar des Frauenbildungvereins, Wapurgisstr. 1, und die Fortbildungsanstalt des Dir. Schmidt, Rosenstr. 30; in Chemnitz das Seminar von Frä. Minna Just; in Berlin das Lettchhaus u. s. w. (Vergl. Nr. 22 des „Bazar“, S. 225.) Die Kurse dauern je nach der Vorbildung 1/2—2 Jahre und das Honorar ist demgemäß verschieden (70—200 Mark). Die eintretenden Schülerinnen müssen in der Regel das 17. Lebensjahr vollendet haben, gesund sein, über eine gute Schulbildung und einige Fertigkeit in Handarbeiten verfügen. Nach einer auf solchen Instituten erreichten Vorbildung geschieht die vorchriftsmäßige Meldung zur Staatsprüfung bei der Provinzialschulprüfungskommission. Die Prüfung findet gewöhnlich zweimal im Jahre (Herbst und Frühjahr) statt.

—h. Frage. Unter welchen Bedingungen wird man in den Johanniterorden aufgenommen? K. M., Myslowitz.

Antwort. Die Johanniterinnen gehören der evangelischen Konfession an; es werden von dem Orden keine Lehrstegerinnen vor dem 20. und über das 40. Lebensjahr hinaus angenommen. Die Ausbildung dauert gewöhnlich 6 Monate und ist unentgeltlich, ebenso die Verpflegung und Reise. Die Kleidung hat die Johanniterin auf eigene Kosten zu beschaffen; es soll ein dunkles Hauskleid sein, am Halbe und an den Handgelenken geschlossen. Die zur Feldtracht gehörenden weißen Mützen und Schürzen liefert der Orden benennenden Schwestern. Mit Ihrem Antrage auf Aufnahme haben Sie sich als Schwestern an den Kommandator des Johanniterordens Ihrer

Provinz (den Kammerherrn und Landschaftsdirektor Grafen von Nothkirch und Trach auf Panthenau i. Schl.) zu wenden. Dem Gesuch sind beizulegen: 1) ein selbstgeschriebener Lebenslauf, enthaltend: Geburtstag, Stand der Eltern, Bildungsgang der Antragstellerin, Wohnort mit genauer Adresse und die Versicherung, die Krankenpflege nur im Dienste des Ordens zu betreiben; 2) ein ärztliches Attest über körperliche und geistige Befähigung zum Krankendienst und 3) Unterschrift der gedruckten Formulare, welche durch den Kommandator Ihrer Provinz oder durch das Bureau des Johanniterordens (Berlin W., Potsdamerstr. 134c) zu erlangen sind.

—e. Frage. Gibt es in Berlin ein Bureau für Fremdenführung, an das sich Ausländerinnen wenden können? J. S. in L.

Antwort. Frau Dr. Marie Gubitz, Berlin W., Köthenerstr. 1, hat ein solches Institut für Fremdenführung und Auskunfterteilung errichtet. Wenden Sie sich direkt an diese Dame.

—e. Frage. Zu welchem Berufe könnte sich ein 20-jähriges junges Mädchen am schnellsten ausbilden? P. H. in Cöthen.

Antwort. Wenn Sie uns nicht den kleinsten Wink geben, ob irgend ein Talent, eine Geschicklichkeit vorhanden ist, können wir Ihnen nicht raten. Vielleicht erlernt das junge Mädchen die Maschinenschrift und die Stenographie.

Viersilbige Charade mit Logogriph.

Das erste Paar durchdringt
Der Sonne Goldefunkel;
Vertauscht man einen Laut,
So bleibt es ewig dunkel.

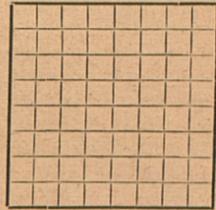
Das zweite zieht voll Glanz
Auf ewig gleichem Gleise;
Schon mancher sich'ren Hand
Erwarb's erwünschte Preise.

Dst läßt es Menschenkraft
In raschem Schwunge tanzen;
Vertauscht man einen Laut,
So ist's ein Stück vom Ganzen.

Ist alle Blumenpracht
Von uns'rer Flur verschwunden,
Wird auch dem ganzen Wort
Der reichste Flor gefunden.

Unterhaltungs-Aufgabe.

Man soll in die nebenstehende Figur 8 Goldstücke auf 8 Felbern so hineinlegen, daß auf keiner Reihe, weder in gerader, noch in schräger Richtung, mehr als ein Goldstück sich befindet.

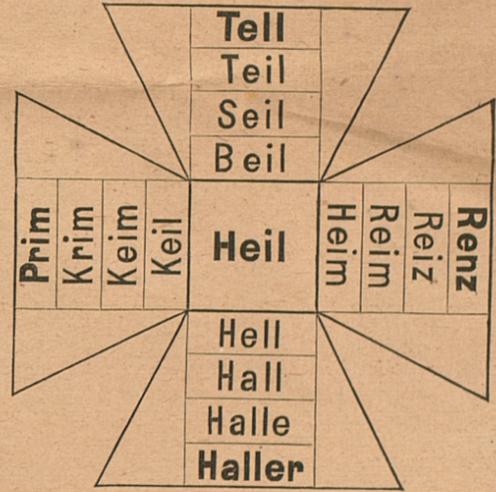


Französisches Rätsel.

Cinq voyelles et un consonne composent mon nom, et je porte sur ma personne de quoi écrire sans crayon.

Auflösung des Rätsels Seite 62.
Der Main; la main, die Hand.

Auflösung der Metamorphosen-Aufgabe Seite 62.



Wirtschaftsplaudereien.



Neuer Fußwärmer mit Wasserfüllung. Eine flache Metallflasche, die mit einem luftdichten Verschluss, sowie mit einem bunten, teppichartigen Ueberzug versehen ist und den zweifachen Zweck einer Fußbank und eines Wärmepappes erfüllt. Die Verwendungsart dieser kleinen Neuheit ist äußerst einfach: die Metallflasche wird mit heißem Wasser gefüllt, fest zugeschraubt und bleibt ausdauernd lange Zeit hindurch warm. Der Apparat kann im Hause benutzt, sowie mitgenommen werden und findet für die verschiedensten Zwecke Verwendung, ist indessen namentlich für die Reise und für Fahrten im Wagen dienlich. Er wird in verschiedenen Ausführungen gefertigt und zwar (siehe nebenstehende Abbildung) mit festem Ueberzug, für eine Person, ca. 24 cm lang (Preis 5 M.); für zwei Personen, ca. 39 cm lang (Preis 8 M.); sodann auch in Form eines mit Stoff bezogenen Holzstäbchens mit herausnehmbarer Metallflasche ca. 27 cm lang (Preis 7,50 M.).
Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Die Kindergärtnerin.

Von Marie zur Megede.

Nachdruck verboten.

„Wir kommt es vor, als ob die Kinder artiger wären, seit die Kindergärtnerin ‚erfunden‘ ist!“ sagte jüngst eine glückliche Großmama.

Sie blickte dabei auf eine rosige, muntere, allerliebste, kleine Schar, die sich auf dem großen Sandberge im Garten vergnügte, mit Graben, Pflügen, Schaufeln, mit dem Bau kunstvoller Berge und Festungen oder mit der Fabrikation etwas trockener und äußerst unschädlicher Konditorwaren. Die Kinder thaten es eifrig, geschickt, nur ab und zu zurechtgewiesen durch Wort oder Zuruf eines jungen Mädchens, das in seiner zierlichen Kleidung, seiner bescheidenen Anmut den Eindruck einer ältesten Schwester machte.

Und die Großmama, die ihren Stricktrumpf noch immer im Schoße liegen hatte, erinnerte sich lächelnd all der Blicke und Scheltworte, die sie in ihrer Kindheit empfangen und später an ihre eigenen Sproßlinge weiter gegeben hatte.

Wie deutlich klangen sie ihr noch in den Ohren, die oft wiederholten mißmütigen Unterhaltungen zwischen den Älteren und Jüngeren.

„Mama, was soll ich aber jetzt machen? Das habe ich ja eben gethan! Ach Mamachen, ich langweile mich so!“

„Um des Himmels willen, Kind, laß mich zufrieden! Thu was du willst! Nur mach' dir die Kleider nicht schmutzig, zerbrich die neue Puppe nicht und geh nicht ans Wasser!“ Natürlich ging man ans Wasser und fiel zuweilen auch hinein, die Puppe bekam ein unheilbares Loch in den Porzellantopf, der Noth einen entsetzlichen Miß, die Schürze Flecken, die allen Anstrengungen einer kleinen Wäscherin trozten und der Rest war leider nicht Schweigen.

„Alles aus langer Weile!“ fügte die Großmama hinzu. „Nein, nein, die Kindergärtnerin, das ist etwas, was wir nicht hatten in der guten, alten Zeit, in der doch sonst alles am besten war!“

Die Großmama hat recht, die kindliche Langeweile ist die Hauptquelle alles dessen, was man gemeinhin als „Ungezogenheit“ zu rügen pflegt. Die Lebenslust schäumt über; die Kräfte, die nicht verbraucht, der Schaffenstrieb, der nicht geregelt, die Gedanken, die nicht geleitet werden, machen aus dem körperlich gesunden und geistig beanlagten Kinde meist einen Quälgeist für das ganze Haus. Es wird mißverstanden, mit Unrecht gestraft, bei Bekannten und Verwandten in ein falsches Licht gestellt und zuweilen sogar an sich selbst vollkommen irre gemacht.

Dennoch ist es sich nicht selbst überlassen: es hat eine Wärterin, die es füttert, mit ihm spazieren geht, ja sogar mit ihm spielt, wenn gerade nichts weiter für sie zu thun ist. Natürlich kein „gebildetes“ Mädchen. Aber was hat ein Kind denn auch von der Bildung der Erzieherin seiner jüngsten Jugend? Was hört es, was versteht und begreift es, und was behält es vor allem?

Sehr, sehr viel mehr, als die meisten Mütter zu ahnen scheinen, wenn sie den Rat, eine „Kindergärtnerin“ zu engagieren, als „unnütze Vermehrung des Hauspersonals“ weit von sich weisen, wenn sie meinen, daß mit der ausgezeichneten körperlichen Pflege und Wartung eines kleineren Kindes alles geschehen sei.

In der That eine sehr wertvolle Mitgift für sein weiteres Leben ist dem kleinen Weltbürger mit dieser Pflege und Wartung gegeben. Aber wenn nicht früher schon, von der zweiten Hälfte des zweiten und ganz gewiß vom Beginn des dritten Lebensjahres an sollte man auch anfangen die junge Seele in eine sehr aufmerksame und peinliche Obhut zu nehmen.

Ein Kind sieht sehr gut, hört sehr scharf, empfindet sehr fein und hat ein außerordentliches Gedächtnis. Leider wird das von Erwachsenen selten genug bedacht; mancher Streit würde sonst im Beisein von Kindern nicht ausgefochten, manche Bemerkung in ihrer Gegenwart nicht gemacht, manche Klatschgeschichte, mancher pikante Witz nicht erzählt werden!

Außerdem ist der Mensch bekanntlich ein Gewohnheitstier, und wenn man der Erziehung nicht überhaupt alle Macht abspricht, so wird man so früh als irgend möglich mit ihr beginnen müssen.

Die beste Erzieherin des Kindes wäre selbstverständlich die kluge, gebildete und konsequente Mutter! Aber welche Frau der höheren Stände vermag sich ganz dem Verkehr mit ihren Kindern zu widmen, sie, die außer den Pflichten gegen ihren Gatten und ihr Haus, auch noch mannigfache Verpflichtungen gegen die Gesellschaft erfüllen muß?

Die Hilfe, die sich ihr darbietet, ist nun die Kindergärtnerin! Oft wird sie angenommen, besonders in großen Städten, wo man ziemlich sicher sein kann in jedem besseren Hause einem „Fräulein“ zu begegnen. Häufig wird sie auch abgelehnt, und in den meisten Fällen hat sie weder die Befugnisse noch die Macht, noch die Stellung überhaupt, die ihrer ver-

antwortlichen, anstrengenden und einflußreichen Thätigkeit zukommen.

Die Kindergärtnerin ist die Erzieherin der jüngsten Jugend, sie ist es vielleicht noch mehr als die Gouvernante, die sie später ablöst. Als tägliches, ja ständliches Vorbild lernen die Kinder von ihr nicht nur Gang, Manieren, Aussprache und Sachtbildung, auch ihre Denkweise, ihr Urtheil, mit einem Worte ihre Bildung wird und muß einen großen Einfluß auf sie ausüben.

Und doch ist in den Augen so vieler Eltern die Kindergärtnerin nichts weiter als ein höheres Kindermädchen. Genug schon, wenn man ihr den nahezu beleidigenden, jedenfalls sehr wenig anmutenden Sammeltitel eines „Fräuleins“ beilegt, wenn man sie an seinem Tische sitzen läßt, und nicht überflüssig findet, sie Fremden vorzustellen.



„Bitte, recht freundlich!“ Gemälde von E. Daelen.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengls Kunstverlag in München.

Gewöhnlich hat die Kindergärtnerin aber auch noch einen Teil Hausarbeit mit zu übernehmen. Damit ist nicht gemeint, daß es zuviel von ihr verlangt ist, z. B. die Garderobe der Kinder in Ordnung zu halten und zu diesem Zwecke manchen Nabelstich zu thun. Man belastet das junge Mädchen in vielen Familien aber auch noch mit Stubenwischen und Zimmeraufräumen, mit Häkel- und Stickerarbeit, ja man legt sogar hier und da einen großen Wert auf ihre Fertigkeit in feinen Handarbeiten!

Eine Kindergärtnerin aber, die mehrere Kinder zu waschen, zu kämmen, an- und auszuziehen, zu beaufsichtigen, zu beschäftigen hat, wird solchen Nebenbeschäftigungen schwerlich noch die rechte Freundigkeit entgegenbringen.

Man mache sich nur klar, wie groß, körperlich und geistig, die Anstrengung ist, von morgens bis abends mit Kindern zu verkehren, selbst für den, dem der Himmel ein besonderes Talent dazu gegeben hat, was es heißt diese wilden, kleinen Hummeln vor Schaden zu bewahren, sich Gehorsam von ihnen zu erzwingen, ihre Fragen zu beantworten, Spiele mit ihnen auszuführen und neue zu erfinden.

Die Kindergärtnerin, wie sie sein soll, ist ein wahrer Ausbund von vorzüglichem und seltenen Eigenschaften. Welche Geduld muß sie nicht besitzen, welche Schlagfertigkeit, welche Gewissenhaftigkeit, welche Kenntnisse!

Und doch wenden sich die Töchter gebildeter Häuser immer noch von diesem ebenso interessanten, wie hohen und einfluß-

reichen Berufe ab. Ohne Neigung, ohne Begabung und die nötige Stärke der Gesundheit quälen sie sich lieber mit allerhand Lehrerinnen-Prüfungen ab und überlassen es der etwas tiefer stehenden Klasse, das Hauptmaterial für den Kindergarten zu liefern.

Woher kommt das? Von der halben Diensthofstellung, die schon erwähnt wurde?

Zum Teil gewiß, zum Teil aber auch noch von etwas anderem. Nur wenige Eltern geben der Kindergärtnerin ihren Kindern gegenüber die Autorität, die sie haben muß, wenn sie als Erzieherin geberlich wirken, wenn sie also etwas anderes sein soll, als ein zuverlässiges Kindermädchen, das nebenbei gelernt hat den müßigen und verlangweilten Kleinen auf geschickte Manier die Zeit zu vertreiben.

Wer hätte nicht schon nach einem intimeren Blick in eine Kinderstube, nach einer zufälligen Beobachtung auf einem Spielplatz oder einer Promenade die Worte ausgerufen: „Alles in der Welt, nur nicht Kindergärtnerin! Schrecklich, sich mit fremden Klängen so herumzuplagen, sich so viel von ihnen gefallen lassen zu müssen!“

Ja gewiß, die Mehrzahl unter diesen jungen Mädchen muß sich entsetzlich viel gefallen lassen, und da sie unter diesen Umständen nichts bei ihren Böglingen ausrichten vermag, giebt man ihr den Abschied mit dem Bemerken, daß sie nicht mit Kindern umzugehen verstehe.

Die meisten Eltern, besonders die zärtlichen Mütter verlangen nämlich von ihrer Stellvertreterin, daß sie alles mit Liebe und Güte zu erreichen verstehen soll. Sie selbst sind in berechtigtem Zorn oder nervöser Heftigkeit sehr bereit, ihren Sproßlingen Scheltworte zu sagen, ja sogar ihnen eine mehr oder weniger dienliche Tracht Prügel zu verabfolgen. Wie dürfte sich dergleichen aber die Kindergärtnerin gestatten?

„Aber Fräulein, er hat es nicht so gemeint! Nein, Fräulein, wie kann man nur einem so kleinen Jungen dergleichen übernehmen, er versteht ja noch gar nicht, was er sagt!“

Die einsichtsvolle Mama, zu der die Kindergärtnerin mit ihren Klagen endlich gekommen ist, irrt sich leider sehr. Das Kind verstand vollkommen, was es gehört hat, wenn der neuen Kindergärtnerin ein derber Verweis zu teil wird, die es gewagt hat, die Unbotmäßigkeit ihrer kleinen Bande mit einigen heftigen Worten zu rügen oder gar den offenen Widerstand mit ein paar fühlbaren Klapsen zu bestrafen.

„Ich muß mir das sehr verbitten, Fräulein! Meine Kinder hat niemand zu strafen als ich allein!“ sagt eine andere Mama, die von weitem zugehört hat, mit unwillig gerötetem Antlitz.

Ganz gut! Aber wenn diese Mama nicht zu Hause ist, wenn sie Besuch hat oder wenn sie anderweitig beschäftigt ist, soll dann die peinliche Exekution bis zum andern Tage aufgeschoben werden, wo das Kind schon halb vergessen hat, womit sie verdient war?

Nein, das Fräulein wird sich in den meisten Fällen auf die Zunge beißen und die Thränen des Zornes und der Erbitterung gegen ihre Böglinge herunterschlucken, die sich nicht entblöden, ihr ganz ungeniert zu sagen wagen: „Du darfst uns nicht schlagen! Thu es nur, dann sagen wir es der Mama, und du kannst wieder weinen!“

Daß dies die Art der Leute ist, die gewöhnlich Kindergärtnerinnen zu halten imstande sind, wird schwerlich jemand bestreiten können. Sie erklärt die häufig sehr losen Beziehungen, die zwischen den Kindern und ihrer jugendlichen Erzieherin bestehen. Sie erklärt, daß die Kinder, die unter ihrer Obhut aufwachsen, oft ebenso ungezogen, nur noch verwöhnter und anpruchsvoller sind, als die anderen, die sich größtenteils selbst überlassen waren.

Geben Sie also Ihrer Kindergärtnerin eine andere Stellung, gnädige Frau, wenn Sie wünschen, daß die Kleinen von vornherein „erzogen“ werden! Erlauben Sie, daß Ihre Kinder das junge Mädchen nicht nur lieben, sondern auch ein wenig fürchten, und wenn Sie einen Tadel oder eine andere Meinung auszusprechen haben, so warten Sie damit, bis Sie mit dem jungen Mädchen unter vier Augen allein sind!

Eine Person, die Ihre Kinder ungerecht behandelt und roh straft, können Sie überhaupt nicht in Ihrem Hause behalten, und es wird gar nichts helfen, daß Sie ihr das Schelten und Schlagen von vornherein verbieten.

Wenn Sie aber eine Neuwahl treffen, so sehen Sie nicht auf die erste, zweite oder dritte Klasse des Examen, das die betreffende Kindergärtnerin gemacht hat, sondern fragen Sie nach ihrem Herkommen, nach der Bildung ihres äußeren und inneren Wesens. Und indem Sie ihr gewisse Rechte über Ihre Kinder einräumen, werden Sie es erreichen, daß die großen und heftigen Szenen, die auch für die Nerven des Kindes nicht gerade dienlich sind, ausbleiben, daß Gehorsam gelernt, Geschicklichkeit erworben und eine kindliche Freude am Leben und an der Beschäftigung erhalten wird!

Ihre Kinder werden die Kindergärtnerin lieben, und sie werden von ihr geliebt werden. Der Zärtlichkeit für Vater und Mutter wird dadurch kein Abbruch geschehen.